

Paul de Kock's  
humoristische Romane,

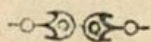
deutsch bearbeitet

von

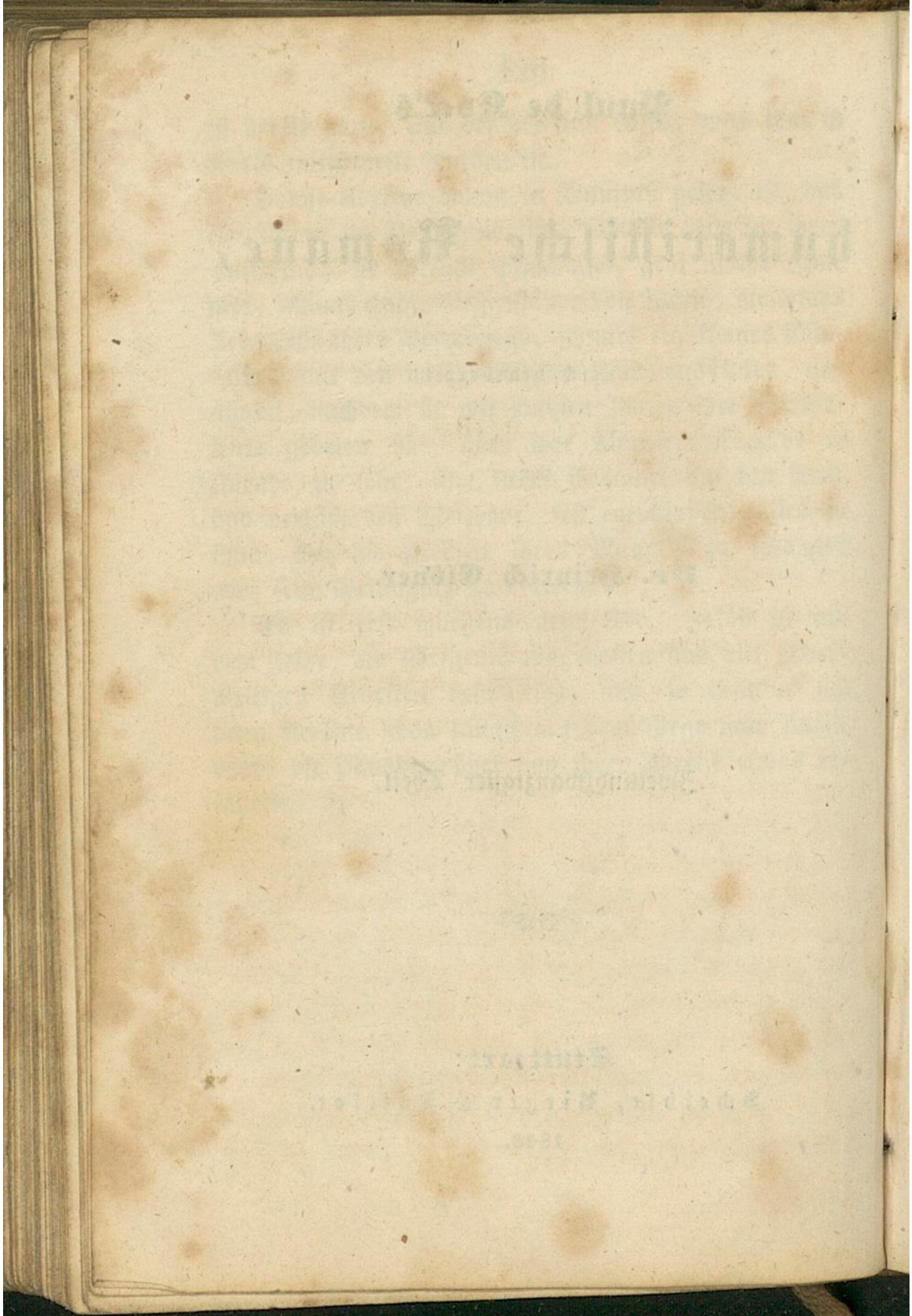
Dr. Heinrich Elsner.

---

Zweiundzwanzigster Theil.



Stuttgart:  
Scheible, Nieger & Sattler.  
1844.



# Bruder Jakob.

Von

Paul de Koch.

---

Deutsch bearbeitet

von

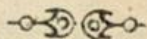
Dr. Heinrich Elsner.

Derweil ein Einz'ger lebt von seinem Spielgewinn,  
Sieht tausend Spieler man vor Hunger sterben hin.

Der Spieler von Regnard.

---

Vierter Theil.



Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1844.

Handwritten title, likely "Handbuch der..."

von

Paul de...

Handwritten text, possibly a subtitle or author name.

et

Dr. Martin...

Several lines of faint, illegible text, possibly a preface or introductory paragraph.

Handwritten text, possibly a name or title.

et

Handwritten text, possibly a name or title.

Handwritten text, possibly a name or title.

1811

## Erstes Kapitel.

Der Platz vor dem Justizpalast.

Abeline weiß noch nicht, welche Mittel sie anwenden wird, um bis zu ihrem Gemahl zu gelangen; sie hat durchaus keinen Plan; sie weiß auch nicht, welche Schritte dazu gehören, um einen Gefangenen zu sprechen, ein einziger Gedanke nur beschäftigt sie, ihr Eduard ist unglücklich, schmachtet im Kerker und ist alles Trostes beraubt! ... Ach! sie kennt die Welt; sie zweifelt nicht, daß diejenigen, welche ihn in seinem Glücke umgaben, ihn jetzt in seiner Noth verlassen haben werden! ... Wer also soll die Thränen des armen Gefangenen trocknen, wenn es nicht seine Frau und sein Kind sind? Er hat sie zwar zurückgewiesen und sich ihren Liebkosungen entzogen! ... aber solch Unrecht ist bald vergessen, wenn der Geliebte dem Unglücke erliegt ...

Sanssouci hat von der Conciergerie gesprochen, dorthin also will sie ihre Schritte richten. Sie glaubt, daß ihre Bitten, ihre Thränen, der Anblick ihres Kindes die Schließer rühren werden, und zweifelt nicht, den Zutritt zu ihrem Manne zu erhalten, und diese Hoffnung verdoppelt ihren Muth.

Nachdem Abeline mit der kleinen, kaum andert-

halbjährigen Ermance auf dem Arme, Villeneuve-Saint-George erreicht hat, begegnet ihr einer von den schlechten Fiakers, deren die Pariser sich bedienen, um in die Umgegend der Stadt oder an ländliche Vergnügungsorte zu fahren. Für einen geringen Preis läßt sie der Kutscher einsteigen, und setzt dann seinen Weg nach Paris weiter fort.

Ein einziger Reisender befindet sich im Wagen, ein Greis von etwa siebenzig Jahren, aber von einem guten, freundlichen, Vertrauen und Achtung einflößendem Gesicht. Sein Anzug verkündet Wohlhabenheit ohne Luxus, und seine Manieren, wenn gleich nicht vom feinsten Weltton, verrathen doch die Gewohnheit des geselligen Umgangs.

Adeline grüßt ihren Reisegefährten und setzt sich stillschweigend neben ihn. Der alte Herr betrachtet sie anfangs mit Aufmerksamkeit, bald hernach aber mit Interesse, denn Adeline hat eine solch edle, rührende und einnehmende Physiognomie, daß es unmöglich ist, sie zu sehen, ohne ihre nähere Bekanntschaft zu wünschen.

Die kleine Ermance sitzt auf dem Schooße der Mutter; die niedlichen und anmuthigen Bewegungen der Kleinen gefallen dem alten Herrn; er gibt ihr Bonbons und liebkost sie. Adeline dankt ihm für seine Güte, lächelt dem kleinen Wesen zu, vertieft sich aber bald wieder in ihre Gedanken.

Der Reisende bemüht sich, eine Unterhaltung mit der jungen Dame anzuknüpfen, allein sie scheint an ganz andere Sachen zu denken und ihre Antworten sind so einförmig, daß er befürchtet, unbescheiden zu

werden. Er hört daher auf zu sprechen, sieht jedoch die Traurigkeit Adelinens, hört ihre halb unterdrückten Seufzer, bemerkt, wie ihre schönen Augen unaufhörlich nach der Gegend von Paris gerichtet und von Thränen benezt sind; er wagt es deshalb nicht, ihren Kummer zu zerstreuen und beklagt sie bloß im Stillen.

Adeline findet den Weg sehr lang. Die müden Pferde kommen nicht aus ihrem gewohnten Schritt; nichts kann sie bewegen, stärker zu laufen. Sie möchte manchmal aussteigen, in der Hoffnung, zu Fuße schneller fortzukommen, aber sie müßte dann ihr Kind tragen, und ihre Kräfte würden ihren Muth nicht unterstützen. Sie bleibt also und tröstet sich damit, daß jeder Umschwung des Rades sie ihrem Manne näher bringt.

Der alte Herr sieht nach der Uhr, und diesmal unterbricht Adeline das Stillschweigen: „Mein Herr, wären Sie wohl so gütig, mir zu sagen, wie viel Uhr es ist? — Bald ein Uhr, Madame! — Sind wir noch weit von Paris? — O nein, vielleicht eine kleine Meile, in drei Viertelstunden können wir dort sein. — In drei Viertelstunden! Ach, wie lange noch! — Madame haben, wie ich bemerke, einige dringende Geschäfte in Paris? — Ja, mein Herr!.. O ja! ich möchte gern bald da sein! — Madame sind ohne Zweifel daselbst bekannt? Sonst wenn ich Ihnen vielleicht dienlich sein könnte?“

Adeline antwortet nicht; sie hört nicht mehr auf ihren Reisegefährten, und ist in Gedanken wieder mit ihrem Manne beschäftigt.

Der alte Herr hat seine Anerbietungen vergebens

gemacht, aber, weit entfernt, sich darüber zu ärgern, wächst sein Interesse für die junge Dame, die so großen Kummer zu haben scheint, nur noch weit mehr.

Endlich langt man in Paris an. Der Wagen hält, Adeline steigt rasch aus, nimmt ihr Kind auf den Arm, bezahlt den Kutscher, grüßt ihren Reisegefährten und verschwindet aus seinen Blicken, ehe dieser nur noch Zeit gehabt hat, den Fuß auf das kleine Tabouret eines Savoyarden zu setzen, um leichter aus dem Wagen zu kommen. „Arme junge Frau, sagt er, indem er nach der Seite hinblickt, von der Adeline sich entfernt hat, wie sie bewege zu sein schien! ... O! möchten keine traurige Nachrichten sie nach Paris führen!“

Adeline läuft so rasch, als es nur möglich ist, wenn man ein Kind auf dem Arme hat. Sie fragt nach dem Wege zur Conciergerie, und eilt dann weiter. Liebe und Besorgniß verdoppeln ihre Schritte; endlich gelangt sie auf einen Platz; es ist der des Justizpalastes.

Der Platz ist so von Menschen überfüllt, daß man kaum gehen kann. „Und da soll ich hindurch, sagt Adeline traurig; vorwärts denn, weil es keinen andern Weg gibt, ich muß mir einen Durchgang verschaffen.“

Aber warum sind denn hier so viele Menschen versammelt? Ist es irgend eine Festlichkeit, ein Volksjubel? hat vielleicht ein Charlatan seine Bude aufgeschlagen? sind es Sänger, Taschenspieler, Jongleurs, die durch ihre Lieder, ihre Künste die Menge angelockt

haben? Nein, nichts von alle dem; unser Pöbel würde sich weniger drängen, wenn es sich bloß um angenehme Unterhaltung handelte. Eine Exekution soll stattfinden. Unglückliche sollen gebrandmarkt und an den Pranger gestellt werden, und nur um ein für das menschliche Gefühl so betrübendes Schauspiel zu haben, laufen Kinder, Greise, junge Mädchen so eifrig herbei ... Ihr wundert euch darüber, lieben Leser? vergeßt ihr, daß der Greveplatz gedrückt voll Menschen ist, daß die Fenster umher an Zuschauer vermietet sind, wenn irgend ein Verbrecher dort hingerichtet wird? Und wer drängt sich am meisten zu diesen abscheulichen Schauspielen? ... Frauen ... junge Frauen, deren Züge voll Sanftmuth und Zartgefühl scheinen! ... Was muß da Alles im menschlichen Herzen vorgehen können, wenn gerade bei dem schwächeren, furchtsameren Geschlecht ein solcher Grad von Stoicismus sich zeigt?

Lassen wir jedoch auch den Frauen Gerechtigkeit widerfahren, welche solche ekelhaften Anblicke fliehen, und durch das Entsetzliche einer Exekution um ihre Sinnen kommen ... Adeline gehörte zu diesen; sie weiß noch nicht, was auf dem Platze vorgehen soll, und hört nicht auf des Gekreisch des sie umgebenden Gesindels. „Da sind sie ... da sind sie ... rufen mehre Stimmen ... ach! wir wollen doch sehen, wie sie das Gesicht verzerren werden, wenn ihnen das glühende Eisen aufgedrückt wird.“

Adeline bemüht sich noch immer, über den Platz zu kommen, aber es ist unmöglich; die Menge stößt sie

vor- und rückwärts, bis sie endlich zufällig ganz nahe bei den Gendarmen steht, welche die Verurtheilten umgeben. Sie erhebt die Augen, um einen Ausweg zu suchen und erblickt die mit dem Siegel der Infamie gezeichneten Unglücklichen ... sie schlägt die Augen sogleich wieder nieder, und möchte dem schrecklichen Schauspiel entfliehen ... In diesem Augenblicke aber läßt sich ein durchdringender Schrei hören; er kommt von einem der Glenden, die so eben gebrandmarkt werden. Dieser Schrei hat auch Adelinens Ohr erreicht, ihre Sinne überwältigt, sie hört ihn unaufhörlich, sie hat den klagenden Ton erkannt. Ein unwillkürliches Gefühl treibt sie, ihre Augen noch einmal auf den Verbrecher zu richten ... Ein noch junger, bleicher, entstellter Mann ist ihr zunächst am Schandpfahl befestigt ... Adeline betrachtet ihn, und kann ihn nicht verkennen, die Augen des Unglücklichen begegnen den ihrigen ... Es ist Eduard ... es ist ihr Mann, der so eben aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen worden ist, es ist der Vater ihrer Ermance, den sie am Schandpfahl wiederfindet.

Ein Schreckenslaut entschlüpft der jungen Frau ... der Unglückliche läßt sein Haupt auf die Brust wieder niedersinken, und Adeline, außer sich, sinnverwirrt, von Schauder ergriffen, unterliegt der Heftigkeit ihres Schmerzens; sie fällt besinnungslos, aber ihr Kind noch krampfhaft an sich drückend auf das Pflaster hin.

## Zweites Kapitel.

Der gute Gervat.

Die Franzosen, besonders die aus den niedern Volksklassen, haben das Gute, daß sie sehr leicht von einem Gefühle zum andern übergehen; nachdem sie Zeuge einer Exekution gewesen sind, bleiben sie vor dem Theater eines Polichinell stehen; sie lachen und weinen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit; und derselbe Mann, der seinen Nachbar grob zurückstößt, weil er ihn verhindert, einen Verurtheilten zum Hochgerichte hin vorbeizuführen zu sehen, wird sich beeilen, einem Unglücklichen beizustehen, den Krankheit oder irgend ein unvorhergesehener Umstand zu seinen Füßen niederwirft, und so vergessen denn auch die Frauen und jungen Mädchen, die sich nicht weit von Adelinen befanden, sehr bald das schöne Schauspiel, das sie gehabt, um der unglücklichen jungen Frau beizuspringen, die besinnungslos auf dem Pflaster lag.

Man bringt sie mit ihrem Kinde in ein nahees Kaffeehaus, und läßt hier der armen Mutter alle mögliche Pflege angedeihen. Ein Jedes hat seine Vermuthungen über diese Begebenheit.

„Es ist vielleicht die Hitze und das Gedränge, wovon die junge Frau unwohl geworden, sagen Einige; Andere denken, und unzweifelhaft richtiger, daß das Uebel der Unbekannten zu heftig erschienen, als daß es nur eine so einfache Veranlassung haben sollte. Vielleicht sagen sie, hat die junge Frau unter den

Verbrechern Jemand bemerkt, den sie früher gekannt oder gar geliebt hat.“

Während die Umstehenden so ihre Betrachtungen anstellen, ist die kleine Ermance untröstlich; sie ist noch zu jung, um ihr ganzes Unglück zu erkennen, aber sie weint, weil ihre Mutter sie nicht mehr küßt und herzt.

Endlich gelingt es, die junge Frau wieder zu sich zu bringen: Unglückliche Frau! ist's aber auch eine Wohlthat, die man dir erweist? ... Ein Jedes wartet ungeduldig auf ihre ersten Worte ... aber Adeline wirft nur stiere und verwirrte Blicke umher; sie nimmt die kleine Ermance in ihre Arme, als wolle sie dieselbe vor irgend einer Gefahr beschützen, und will das Kaffeehaus verlassen, ohne ein Wort zu sprechen. Dieses sonderbare Benehmen befremdet alle Umstehenden. „Warum wollen Sie schon gehen, Madame? fragt eine freundliche Alte, die Adelinen zurückzuhalten sucht, ruhen Sie doch noch etwas aus, besänftigen Sie Ihr Gemüth, Sie scheinen zu sehr ergriffen!“

„Ach, ich muß fort ... muß zu ihm, antwortet Adeline, indem sie zugleich nach der Straße hinsieht, da ist er ... er erwartet mich ... er hat mir ein Zeichen gegeben, ihn vom Platz fortzuschaffen, ihm seine Ketten abzunehmen ... ich höre noch seine Stimme ... ja, ... er ruft mich, ... da ... hören Sie es doch? ... Er beklagt sich ... dieser gellende, durchdringende Schrei! ... der Unglückliche! ... Ach! wie wehe sie ihm thun!“

Adeline fällt kraftlos auf eine Bank zurück; ihre Augen wenden sich mit Abscheu von der einen Seite weg, als wollten sie einer Erscheinung entfliehen, die sie peinigt. Alle Umstehenden können ihre Thränen nicht zurückhalten, denn man überzeugt sich endlich, daß sie den Verstand verloren hat; Jedermann beklagt die junge Unglückliche, und möchte dazu beitragen, ihre Seele zu beruhigen; aber vergebens bemüht man sich, sie zu trösten, Adeline versteht sie nicht, sie erkennt nur ihre Tochter, und besteht darauf, mit ihr zu fliehen.

Was soll man aber thun? Wie ihre Familie ausfindig machen? Wer sind die Eltern oder Verwandten dieser unglücklichen Frau? Ihre Kleidung kündigt eben keine glänzenden Vermögensumstände an; das Paket, daß außer etwas Wäsche noch einige wenige Kostbarkeiten enthielt, ist nicht mehr bei ihr gefunden worden; wahrscheinlich hatte irgend Jemand, der sich den Schandpfahl, den er auch einst zieren soll, betrachtete, einen günstigen Augenblick gefunden, Adeline um ihre letzte Habe zu bringen. Sie ist also ganz hülflos, und da bei vielen Menschen Rührung und Theilnahme unfruchtbar sind, so spricht man schon davon, die arme Frau ins Hospital, und das Kind ins Findelhaus zu bringen, als die Ankunft eines Fremden der Ausführung dieses Vorhabens in den Weg tritt.

Ein alter Mann erscheint im Kaffeehause, erkundigt sich nach der Ursache der Menschenmenge und erfährt von allen Seiten die Begebenheit; er drängt

sich durch die Neugierigen, nähert sich Adeline, und fährt überrascht zusammen, als er die junge Person erkennt, mit der er den Weg von Billeneuve-St.-George nach Paris gemacht hat. „Ja, sie ist es,“ ruft er aus, und die kleine Ermance streckt ihm lächelnd ihr Händchen entgegen, denn sie erkennt den wieder, der ihr einige Stunden zuvor erst noch Bonbons gegeben hatte.

Der alte Herr wird jetzt eine wichtige Person für die Menge, welche vor Begierde brennt, die Geschichte der armen Mutter kennen zu lernen, und Alle bestürmen ihn mit Fragen; er aber, der unbescheidenen Menge überlästigt, läßt einen Wagen kommen und, nachdem er vom Herrn des Kaffeehauses über den Vorgang mit Adeline nähere Erkundigungen eingezogen hat, bewegt sie, mit ihrem Kinde einzusteigen und entzieht sie den Blicken der Neugierigen.

Adeline befindet sich in einer völligen Sinnesabstumpfung. Sie läßt sich leiten, ohne ein Wort zu verlieren; sie scheint von Allem, was um sie her vorgeht, nichts gewahr zu werden, ja selbst ihr Kind beschäftigt sie nicht mehr.

Herr Gerval, dies ist der Name des Greisen, betrachtet die junge Frau mit inniger Rührung; er kann es sich noch nicht vorstellen, daß diejenige, welche er am Morgen zwar wohl traurig, aber doch noch bei völliger Besinnung gesehen und gesprochen hatte, jetzt mit einem Male um ihren Verstand gekommen sein soll, und er verliert sich in Vermuthungen über dieses sonderbare Ereigniß.

Der Wagen hält vor einem schönen, möblirten Hotel. Hier wohnt Herr Gerval stets, wenn er nach Paris kommt. Man kennt ihn im Hause schon und ein Jeder begegnet ihm mit der Rücksicht und Auszeichnung, welche sein Alter und sein Charakter verdienen.

Er läßt Abeline mit ihrem Töchterchen aussteigen und führt sie zu seiner Hauswirthin. — „Hier, Madame, sagt er, bringe ich Ihnen eine Unglückliche, mit der Bitte, sie bis auf weitere Anordnung bei sich aufzunehmen. — Ach mein Gott, wie hübsch ist diese junge Frau! aber welche traurigen Züge, welcher finsterer Blick! . . . kann sie nicht sprechen, Herr Gerval? — Sie ist sehr leidend . . . es ist ihr ein großes Unglück widerfahren . . . man sagt sogar, daß ihr Verstand . . . — O Himmel, wie schade! . . . — Ich hoffe, mit vieler Sorgfalt werden wir es dahin bringen, ihren Geist zu beruhigen; ich empfehle Ihnen die arme Mutter und ihr Kind . . . Seien Sie ohne Sorge, Herr Gerval, es soll ihnen nichts abgehen! . . . Ich sehe, es ist abermals eine Unglückliche, der Sie sich annehmen wollen! . . . — Was wollen Sie, meine liebe Wirthin, soll man sich nicht nützlich machen, wenn man es kann? Ich habe keine Kinder und bin alt; was helfen mir alle meine Reichthümer, wenn ich damit nicht Unglücklichen beistehen wollte? Dies ist ein Genuß für mich . . . ich bin wie Florians Menschenfreund: ich thue nur manchmal Gutes, um des Vergnügens willen.“

„Ach, Herr Gerval, wenn alle Reichen so dächten!

— Sagen Sie doch, Madame, ist mein alter Dupré gekommen? — Ja, mein Herr, er erwartet Sie in Ihrem Zimmer. — Ich will zu ihm gehen ... Ich bitte, sorgen Sie indessen für die junge Frau, daß ihr nichts mangle. — Sie können sich auf mich verlassen, Herr Gerval."

Der gute Herr geht in sein Zimmer hinauf, wo sein alter Diener Dupré schon lange sehnlich auf ihn wartet.

„Ach, da sind Sie ja, mein Herr, Ihr langes Ausbleiben hat mich schon recht beunruhigt ... Ist Ihre Reise glücklich gewesen? Haben Sie etwas erfahren? — Nein, mein Freund, das Haus, worin sonst die Familie Murville wohnte, steht jetzt zum Verkaufe. Man hat mir wohl gesagt, daß ein Eduard Murville mit seiner Frau einige Zeit da gewohnt habe, aber man weiß nicht, was aus ihnen geworden ist. Und Du, Dupré? ... — Ich, mein Herr, weiß auch nicht mehr. Ihre alten Freunde sind gestorben und deren Kinder sind Gott weiß wo. Einige Personen haben mir zwar von einem Murville, ehemals Geschäftsmann, nachher Intriguant, mit einem Wort einem Taugenichts, etwas erzählt ... aber man konnte oder wollte mir nicht sagen, wo er hingera-then ... Vielleicht ist das der Jüngere der Söhne, der, welcher sich im fünfzehnten Jahre aus dem elterlichen Hause davon machte ... So ein Ausreißer verspricht in der Regel für die Zukunft nichts Gutes ... — Es thut mir leid ... ich hätte gewünscht ... aber ich sehe, ich komme zu spät. Meine Reisen haben

mich zehn Jahre von Paris entfernt gehalten, erst seit einem Jahre, nachdem ich mich von den Geschäften zurückgezogen habe, bin ich dann und wann wieder hiehergekommen. Aber welche Veränderung haben zehn Jahre hervorgebracht! . . . Meine Freunde (es ist wahr, sie waren schon alt, als ich Paris verließ) sind todt oder verschwunden. Alles das betrübt mich, Dupré. Diese Stadt gewährt mir nur noch Erinnerungen! wir wollen wieder nach meinem Landhause in den Vogesen zurückkehren. Dort will ich meine Tage beschließen. Aber lassen wir das jetzt; ich habe Dir Etwas mitzutheilen, meine Reise ist doch nicht ganz unnütz gewesen: ich habe dadurch die Bekanntschaft einer jungen, höchst interessanten und dem Anscheine nach sehr unglücklichen Frau gemacht! — Bah! und wo haben Sie sie denn angetroffen? — Wir sind beide in demselben Wagen nach Paris gefahren, denn trotz Deines Rathes habe ich doch in einem jener schlechten Cabriolets den Weg gemacht. — Ach, mein Herr, wie konnten Sie sich so durchrütteln lassen, das ist wahrhaftig nicht Recht . . . — Schon gut, schon gut, ich fühle mich ganz wohl, und freue mich, Deiner Meinung nicht gefolgt zu sein, weil ich mit jener armen Frau gefahren bin, die ich nachher zufällig in der traurigsten Lage wieder angetroffen habe.“

Herr Gerval erzählt seinem Diener alles, was ihm begegnet ist, und wie er die Fremde in dem Augenblicke traf, als man davon sprach, sie in einen Spital zu bringen, und Dupré, dessen Herz eben so

gut ist, als das seines Herrn, kann die Zeit nicht erwarten, die junge Frau und ihr hübsches Töchterchen zu sehen; er folgt seinem Herrn in das Zimmer, welches man Adeline gegeben hat.

Eduards Gattin schreitet mit Lebhaftigkeit im Zimmer auf und ab, während die kleine Ermance in einem Lehnstuhl ruht. Beim Eintritt Herrn Gervals erschrickt sie heftig, läuft zu ihrem Kinde und scheint zu fürchten, man wolle es ihr nehmen.

„Erschrecken Sie nicht, Madame, sagt der Greis, sich sachte nähernd, ein Freund erscheint bei Ihnen, der Sie trösten will ... Erzählen Sie mir Ihren Kummer, ich werde ihn mildern, ich hoffe es wenigstens ... — Was für eine Menge umgibt mich! ruft Adeline, irre Blicke um sich werfend. Wie viele Leute! ... Warum dieser Auflauf? Ach, ich will nicht ... ich will auf diesem Plage nicht länger bleiben ... Hier sieht man nur Unglückliche ... Lassen Sie mich fort ... Aber ich kann nicht, die Grausamen halten mich zurück ... drängen mich ... Ach, man muß die Augen zumachen! nicht hinsehen ... da ist er ... ganz dicht bei mir ...“

Sie fällt auf einen Stuhl und bedeckt das Gesicht mit den Händen. — „Arme Frau, sagt Dupré, es muß ihr etwas Entsetzliches begegnet sein ... Glauben Sie nicht auch, mein Herr, daß diese Unglückliche dem vornehmern Stande anzugehören scheint? ... Ihre Kleidung ist zwar sehr einfach ... beinahe ländlich, aber trotz dem wette ich, diese Frau ist keine Bäuerin ... — Ei freilich, ich sehe es so gut

wie Du, aber wie soll man erfahren, wer sie ist? wenn das Kind nur schon besser sprechen könnte ...

— Die Kleine wacht auf, Herr Gerval, geben Sie ihr Bonbons, wir wollen uns bemühen, Etwas aus ihr herauszubringen!“

Gerval nähert sich der kleinen Ermance und spielt mit ihr; sie erkennt ihn und kommt von selbst auf ihn zu. Man gibt ihr Zuckerwerk, läßt sie tanzen, und sie stammelt den Namen Jakob hervor, denn Jakob hat sie alle Abend auf seinen Knien geschaukelt und mit ihr gespielt.

„Man könnte meinen, sie kenne Sie, Herr Gerval, sagt Dupré, ich glaube, sie sprach den Namen Jakob aus ... Da, hören Sie nur ... — Arme Kleine ... wirklich! vielleicht heißt ihr Vater so ... wir wollen doch sehen, ob sie in der That diesen Namen genannt hat ... ihre Mutter kennt ihn ohne Zweifel.“

Der Greis nähert sich Adelinen, und ruft mit lauter Stimme den Namen Jakob. Die junge Frau schlägt die Augen auf und wiederholt ihn sodann ...

„Gut, sie hat uns verstanden, sagt Dupré leise.“

„Sie suchen Jakob? fragt Adeline Herrn Gerval, ach! ich bitte, erzählen Sie ihm nichts von dem schrecklichen Geheimniß! ... damit er seine Schmach nicht erfährt ... Armer Jakob! ... er würde vor Gram darüber sterben ... ach! versprechen Sie mir, ihm nichts davon zu sagen.“

Der gute Gerval verspricht es und Dupré schüttelt traurig den Kopf. — „Es ist aus, mein Herr,

da ist nichts mehr zu hoffen! ... aber was wollen Sie nun anfangen? — Wir wollen alle möglichen Nachforschungen anstellen; Du, Dupré, fährst nach Billeneuve-St.-George und erkundigst Dich nach allen Jakobs, die sich im Dorfe befinden mögen: kurz, Du gibst Dir alle Mühe, etwas zu erfahren ... Kannst Du nichts auskundschaften, dann werde ich schon sehen, wie ... — Ach! ich bin überzeugt, mein lieber Herr, daß Sie die junge Frau mit ihrem armen Kinde nicht verlassen werden! ... — Nein, Dupré, nein, das werde ich nicht. Aber es ist schon spät, ich bin ermüdet. Ich will mich niederlegen und morgen werden wir unsere Nachforschungen weiter fortsetzen.“

Nachdem er den Leuten im Hotel Adeline und ihre Tochter nochmals dringend empfohlen hat, legt sich der gute Gerval zur Ruhe.

Adeline bringt die Nacht wie den Tag hin; bald lebhaft aufgereggt, unzusammenhängende Worte ausstößend, bald in tiefster Niedergeschlagenheit, ohne sich darum zu bekümmern, was um sie her vorgeht. Man bemerkt jedoch, daß der Lärm, der starke Ton einer Stimme, das geringste Geschrei bei ihr Zittern und die heftigsten Ausbrüche des Wahnsinns veranlaßt. Am andern Morgen erscheint ein von Herrn Gerval herbeigerufener Arzt bei der Unglücklichen, aber alle seine Bemühungen bringen es nur dahin, daß sie etwas ruhiger wird; er ist der Ansicht, daß ein ruhiger Aufenthalt die schrecklichen Anfälle ihres Zustandes seltener machen werde. Aber er gibt nur wenig Hoffnung zu völliger Hebung ihrer Geistes-

Frankheit, da er die Veranlassung derselben nicht kennt.

Dupré geht nach Villeneuve-St.-George und fragt nach allen Jakobs des Ortes. Nur zwei Bauern dieses Namens kann er auffinden, beide verstehen aber nicht, was er mit der jungen Frau und ihrer Tochter sagen will; er kann nichts weiter in Erfahrung bringen und kehrt zu seinem Herrn zurück.

Dieser ist in seinen Nachforschungen gleichfalls nicht weiter gekommen; die Journale kündigen nichts an, daß eine Frau mit ihrem Kinde verschwunden sei, und es wird ihm nicht die entfernteste Kunde über den Namen und die Familie seiner bemitleidenswerthen Fremden.

So vergehen zehn Tage; Abelinens Zustand ist immer derselbe; ihr Tieffinn wird weniger durch heftige Anfälle gestört, aber vernimmt sie irgend einen Schrei, so bricht sie in ein entsetzliches, schreckliches Rasen aus. Die Stimme ihres Kindes allein verursacht ihr niemals ein schmerzliches Gefühl, diese Töne dringen immer an das Herz der armen Mutter und wirken wohlthuend darauf.

„Mein lieber Dupré, sagt nach Verfluß der zehn Tage der alte Gerval zu seinem Diener, ich sehe wohl, wir müssen alle Hoffnung aufgeben, etwas Näheres über diese interessante Frau zu erfahren. Meiner Treu, ich habe einen Entschluß gefaßt, ich will sie mit mir nehmen. Du weißt, ich will mich auf meinen Landsitz in den Vogesen zurückziehen. Diese einsame, von Wald und Bergen umgebene

Wohnung wird unserer schwermüthigen Kranken am besten zusagen. Es ist der Rath des Arztes, ihm wollen wir folgen. Dort wird wenigstens nichts die Ruhe stören, die ihr so nöthig ist. Wir werden Sorge tragen, daß kein lautes Geräusch zu ihren Ohren dringt, und ihr Töchterchen aufziehen. Katharine, welche die Kinder liebt, wird das Ihrige dazu beitragen und die Liebkosungen dieses unschuldigen Wesens werden mich für das entschädigen, was ich für die Mutter thue . . . nun, Dupré, was hältst Du von meinem Plane? . . . — Ich bin entzückt darüber, und erkenne Sie darin! . . . Sie widmen sich ja ganz den Unglücklichen. — Es ist mein Vergnügen, ich habe keine Familie, die Unglücklichen sind meine Kinder; Du weißt, ich kam in der Hoffnung nach Paris, von einem kleinen Knaben, der mir in seiner Jugend theuer war und der überdies ein Recht auf meine Fürsorge hat, Nachrichten einzuziehen. Aber meiner Treu! da ich ihn nicht zu finden weiß, soll das kleine Mädchen ihn ersetzen. Von diesem Augenblicke an adoptire ich es, auch um die Mutter werde ich mich fortwährend annehmen, und danke der Vorsehung, daß sie mich zu ihrem Beschützer auserkoren hat.

Den folgenden Morgen bringt Herr Gerval sein Vorhaben in Ausführung. Er kauft eine große und bequeme Berline, und läßt sie mit Allem, was der jungen Frau und deren Kind auf der Reise erforderlich sein können, versehen; dann hinterläßt er der Wirthin seine Adresse, damit sie ihm schreibe, wenn sie etwas über die Unbekannte erfahren sollte, und

reißt mit Adelinen, Ermancen und seinem alten Diener nach seinem ländlichen Wohnsitze ab, wo er den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben gedenkt.

### Drittes Kapitel.

Jakob und Sansfouci.

Was denkt wohl aber Jakob von dem Verschwinden der beiden von ihm innig geliebten Wesen, während diese in dem Wagen des Herrn Gervals dem Osten Frankreichs zueilen? Um dies zu erfahren, wollen wir nach dem Pachthof zurückkehren.

Als Jakob vom Felde kam und nicht sogleich Adeline und ihre Tochter gewahr wurde, die ihm stets freudig entgegeneilten, suchte er seine Schwägerin überall. Unruhig darüber, daß er sie auch nicht im gemeinschaftlichen Wohnzimmer fand, fragte er Luise, ob sie vielleicht unwohl sei. — „Ich will es nicht hoffen, sagte die Pächtersfrau, ich habe sie aber den ganzen Tag noch nicht gesehen, Ihr wißt, daß sie manchmal gern allein in ihrem Zimmer bleibt, und ich habe es darum nicht wagen wollen, sie zu stören... — Ich will sie herunterholen, sagt Jakob, und begibt sich rasch in Adelinens Zimmer hinauf.“

Die übrigen Hausgenossen fangen auch an zu befürchten, daß Madame Murville krank geworden sei... Sansfouci schweigt, aber er ist unruhiger als die Andern, denn er denkt an das, was er Adelinen anvertraut hat, und zweifelt nicht, daß sie irgend

etwas im Schilde führe. Alle warten mit Ungeduld auf Jakobs Rückkehr; endlich kommt er, aber Trauer und Schmerz malen sich in seinen Zügen: seine Augen sind feucht, seine Stirne ist düster. — „Was ist geschehen?“ rufen sie ihm entgegen.

„Sie ist fort, sie hat uns verlassen,“ antwortet Jakob, mit großen Schritten im Zimmer auf und niedergehend, mit gen Himmel gerichteten Augen und krampfhaft geballten Händen. — Sie ist fort? wiederholt betrübt die ganze Pächtersfamilie. — O! es ist nicht möglich! ruft Guillot aus. — Da leset... damit reicht Jakob ihm das von Adelinen hinterlassene Papier hin. Guillot nimmt es und betrachtet es mehre Minuten mit stieren Blicken. — Nun, fragt Sanssouci, sich nähernd, was schreibt sie denn? — Ich kann ja nicht lesen, antwortet Guillot, das Papier immer noch betrachtend. Sanssouci reißt es ihm endlich aus der Hand und liest den Inhalt laut vor. — Ihr seht wohl, sie will nicht, daß wir ihrer Abwesenheit wegen in Unruhe sein sollen, sagt Luise, sie wird bald wieder kommen, ich bin dessen gewiß!... — O! was das betrifft, so stehe ich ebenfalls dafür, fällt Guillot ein; sie wird uns sicher nicht verlassen, ohne uns Lebwohl zu sagen!“...

Sanssouci war derselben Ansicht und bemühte sich, seinen Freund zu beruhigen. — „Aber vor allen Dingen, wo mag sie hingegangen sein? ... warum dieser plötzliche Entschluß? noch gestern schien sie an keine Abreise zu denken! eine so junge, zärtliche, schwächliche Frau allein mit einem Kinde auf der

Landstraße! ... sie wird krank werden! ... o sie muß irgend eine Nachricht von Paris erhalten haben ... Tausend Bajonette! ... wenn ich dahinter komme, daß man ein Geheimniß vor mir hatte! ..."

Bei diesen Worten richten sich seine Blicke unwillkürlich auf Sanssouci, und dieser schaut vor sich nieder, bewegt die Zunge im Munde, streicht sich den Schnurrbart, und weiß nicht, wie er seine Verlegenheit bemeistern soll.

„Nun, Bruder Jakob, sagte die Pächterin, dem braven Landmanne einen Sitz anbietend, bevor wir verzweifeln, wollen wir es noch abwarten, vielleicht ist sie morgen schon wieder hier. — Ja, tröstet Guillot, und dann wollen wir eine herrliche Mahlzeit halten und Eins vom letzten Jahrgang trinken, das Weinchen fängt an, kostbar zu werden! ...“

Sanssouci wagt es nicht, ein Wort zu sagen, denn er fürchtet sich zu verrathen, die Blicke seines Kameraden schnüren ihm die Kehle zu.

„Ich will noch einige Tage warten, wenn sie aber bis dahin nicht zurückkommt, so werde ich sie auffuchen und wenn ich bis ans Ende der Welt gehen müßte! ...“

Man geht traurig auseinander. Mehrere Tage verstreichen und Adeline kömmt nicht zurück. Freude, Zufriedenheit und Geselligkeit sind jetzt aus dem Meierhofe entflohen. Jakob vernachlässigt seine Feldarbeiten, Guillot seine neuen Anpflanzungen, seine Frau die Hauswirthschaft, Sanssouci die Pächterei und Alles ist mißvergnügt. Keine fröhlichen Lieder, keine heitern

Abende, keine lustigen Mahlzeiten, keine munteren Geschichten und Schlachtenerzählungen mehr. Sansfouci verliert allmählig alle Hoffnung, er bereut es, ihr die traurigen Mittheilungen über ihren Mann gemacht zu haben und hat nicht den Muth, Jakob die Wahrheit zu gestehen.

Am achten Tage erklärte dieser, daß er sich auf den Weg machen werde, seine Schwägerin aufzusuchen. Jetzt entschließt sich Sansfouci endlich zu sprechen, er zieht seinen Kameraden bei Seite, rauft sich eine Hand voll Haare aus und seufzet dabei tief. „Was sollen diese Jeremiaden? sagt Jakob, sprich und mach kein dummes Zeug. — Schau, Kamerad, ich bin ein höllisch einfältiges Thier!... ich bin verstopft wie Guillots Flintenrohr! und doch habe ich alles so gut gemacht als ich nur konnte. — Was willst Du damit sagen? — Ich bin schuld, daß Deine theure Schwester uns verlassen hat.“

„Du? Unglücklicher! — Wenn Du mir nicht verzeihst, so drücke ich mir fünf Loth Blei zwischen die beiden Augbrauen. — Nun, so sprich doch, ich beschwöre Dich!... — Ich erfuhr, daß Dein Bruder im Gefängnisse sei... ich wagte es nicht, es Dir zu sagen... auch seiner Frau wollte ich es verheimlichen, aber sie drang so lange und inständig in mich... und Du weißt, daß die Weiber mit mir machen können, was sie wollen!... besonders solche, die ich verehere... und dann dachte ich, daß sie vielleicht ihren Mann ein bißchen trösten könnte... — Glaubst Du denn, daß ich ein Herz von Eisen habe? mein Bruder ist

unglücklich, das ändert Alles, da vergesse ich leicht seinen Empfang, ich muß ihm auch Trost bringen... — Guter Jakob... ich dacht' es wohl! — Und doch schwiegst Du, Schwachkopf, und überliebest mich der peinlichsten Ungewißheit!... die arme Frau!... Vielleicht ist sie bei ihm... — Beim Kukuk! daran ist gar nicht zu zweifeln. — In Paris sitzt er im Gefängniß? — Ja, warte doch... in der Conciergerie. — Er wird Alles verkauft und durchgebracht haben und seine Gläubiger ihn in Folge dessen haben verhaften lassen. — Ja, so ist es; man erzählte mir von einem Wechsel. — Ach! Bruder... wenn ich reich wäre! wie glücklich würde ich sein, Dir helfen zu können!... allein das Schicksal wollte es nicht!... wenn auch, so muß ich Dir doch wenigstens beweisen, daß Du noch einen Freund hast. Sanssouci, ich gehe nach Paris. — Und ich begleite Dich; alle Wetter, ich werde Dich nicht verlassen. — Es sei, wir wollen aber hier nichts von der Verhaftung meines Bruders sagen... die guten Leute möchten ihm am Ende auch nützen wollen, und ich kann das nicht annehmen; sie haben schon zuviel für uns gethan. — Du hast stets Recht, ich billige Deine Meinung; wir wollen uns bei ihnen verabschieden und dann vorwärts!"

Jakob und Sanssouci kündigen den Landleuten ihren Entschluß an, Adelinen aufzusuchen; sie scheiden unter den herzlichsten Umarmungen und machen sich nach Paris auf, wo sie schon am Nachmittag anlangen.

„Du weißt den Weg, Sanssouci, sagt Jakob zu seinem Gefährten, führe mich nach dem Gefängniß..."

ich werde mit dem Commandanten, dem Capitän, dem Gouverneur, kurz mit aller Welt, wenn es sein muß, zu sprechen verlangen; meine ehrenvolle Auszeichnung soll mir diesmal als Geleitsbrief dienen. — Höre, ich weiß so wenig wie Du, wo das Gefängniß ist, aber ich will Dich zu meinem alten Freunde, dem Gefängnißaufseher, führen; er wird uns schon sagen, wie wir es anstellen müssen, um zu Deinem Bruder zu gelangen. — Gut also, wir wollen Deinen Freund auffuchen; wenn wir ihn nur gleich finden! — Allerdings, entgegnet Sanssouci, dort sehe ich ihn schon...“

Sie verdoppeln ihre Schritte und erreichen den Gefangenwärter bald; dieser erkennt seinen Freund, schüttelt ihm die Hand und fragt ihn, was ihn nach Paris bringe. „Höre, sagt Sanssouci zu ihm, laß uns dort auf jener Bank plaudern! ... Ich stelle Dir aber zuerst meinen Kameraden, einen tapfern Soldaten, vor. — Ich sehe Narben und ein Ordensband, die für ihn sprechen. Kann ich euch in Etwas nützlich sein? — Ja, eine wichtige Angelegenheit führt uns her, wir wünschen einen Gefangenen zu sprechen... Du erinnerst Dich wahrscheinlich noch des Eduards von Murville, von dem ich das letzte Mal, als ich in Paris war, mit Dir sprach. Mein Kamerad hier ist sein Bruder. — Sie sind sein Bruder, sagte der Wärter, Jakob mit Rührung anblickend... Ich bedaure Sie... — Ich bin nicht zu bedauern, erwidert Jakob, sondern er, da er unglücklich ist... denn ich will nicht hoffen, daß er eine

entehrende Handlung begangen hat? — Was wollen Sie hier machen? fragte der Wärter, ohne Jakobs Frage zu beantworten. — Ei, beim Kukuk, wir wollen meinen Bruder besuchen; seine Frau ist mit ihrem Kinde schon hier, ihn zu trösten. — Keine Frau, ich kann es behaupten, ist zu ihm gekommen; es hat nicht einmal Jemand nach ihm gefragt. — Wäre es möglich!... — Jeder Versuch, ihn zu sprechen, ist jetzt vergeblich, denn er ist nicht mehr auf der Conciertgerie... — Er ist nicht mehr hier?... aber wo ist er denn? — Ganz genau kann ich es Ihnen nicht sagen... — Wie, poß Wetter! ich sollte nicht erfahren können, wo mein Bruder ist? — Nun, nun, mein armer Jakob, tröste Dich nur, sagt Sanssouci, der Kamerad ist schlecht unterrichtet, wir werden uns anderwärts erkundigen. — Ich wiederhole es Ihnen, Eduard Murville ist nicht mehr in diesem Gefängnisse, und hat vielleicht jetzt schon Paris verlassen. Leben Sie wohl, braver Jakob, glauben Sie mir, kehren Sie nach Ihrem Dorfe zurück, verlangen Sie nicht mehr zu wissen, und vergessen Sie einen Bruder... der Ihrer unwürdig ist.“

Der Gefangenwärter drückte mit inniger Rührung Jakobs Hand und entfernte sich sodann von den beiden Freunden.

Jakob bleibt unbeweglich und nachdenklich stehen; seine Stirne verfinstert sich und sein Blick wird düsterer; Sanssouci schweigt ebenfalls; er fängt an zu fürchten, daß der Bruder seines Kameraden nicht bloß Schulden halber verhaftet worden ist. Die beiden wackern

Männer wagen es nicht, sich gegenseitig ihre Gedanken mitzutheilen, und die Nacht überrascht sie, in ihre Betrachtungen vertieft, noch auf der Bank.

„Was wollen wir nun beginnen? sagt endlich Sanssouci, wir sitzen hier wie ein paar verlorene Posten; wir müssen uns denn doch zu etwas entschließen. — So laß uns Adeline und ihr Kind aufsuchen, sagt Jakob mit dumpfem Tone, und Eduard vergessen... Mir fängt es an, bange zu werden für den Unglücklichen!... Ja! wir wollen Adeline aufsuchen; ha! für die brauchen wir nicht zu erröthen... — O! für sie gehe ich ins Feuer... — Unglückliche Frau, arme, kleine Ermance... wo mögen sie jetzt sein... Vielleicht der Schmerz, von ihrem Manne zu wissen, daß... ach! Sanssouci, warum hast Du ihr das gesagt? — Sprich mir nicht mehr davon! Wahrhaftig, ich wollte, Du brauchtest meine Zunge zur Patrone. — Ich finde keine Ruhe mehr, bis ich weiß, was aus ihr geworden ist. Wir wollen ganz Paris durchstreifen, uns, wenn es sein muß, in allen Häusern nach ihr erkundigen, und finden wir sie nicht in der Stadt, so durchwandern wir ganz Frankreich, alle Städte, Flecken, Dörfer und Weiler. — Ja, beim Henker, wir gehen zum Teufel, wenn es sein muß! Aber wir finden sie wieder, Kamerad, wir finden sie wieder, ich stehe dafür.“

Jakob und sein Gefährte kehren in einem unbedeutenden Gasthose ein; sowie der Tag graut, machen sie sich auf die Beine, durchspähen alle Stadtviertel und fragen nach Adelinen und ihrem Kinde, aber

nirgends kann man ihnen Auskunft über dieselbe geben. Man sieht so viele Unglückliche in der Stadt, daß man einzelne nicht beachtet; man weiß sie wohl hie und da nach der Wohnung einer armen Mutter, aber wenn sie hinkommen, finden sie niemals den Gegenstand ihrer Nachforschungen.

Am elften Tage ihres Aufenthaltes in Paris gehen Jakob und Sanssouci auf den Boulevards auf und ab, und zerbrechen sich den Kopf, was wohl aus Abelinen geworden sein kann.

Plötzlich wenden sich die Spaziergänger nach der Fahrstraße hin und scheinen etwas Besonderes zu erwarten. „Was gibt's denn da? fragt Sanssouci einen neben ihm stehenden Tagelöhner. — Es ist, entgegnete dieser, ein Zug Galeerensklaven, der aus dem Bicêtre kommt und nach Toulon abgeht... Da... seht... da kommt der Wagen schon... bald werden wir sie sehen... — Es ist nicht der Mühe werth, sich so zu drängen, um Schurken und Schelmen zu sehen. — Sie bitten um ein Almosen auf ihrem Wege... — Wenn sie Herz im Leibe hätten, verlangten sie todtgeschossen zu werden... komm, Jakob, wir wollen nicht hier hinstehen... diese Bursche können mein Mitleid nicht erregen... — Ich will bleiben, sagt Jakob ergriffen, ich muß sie sehen!“

Der Wagen rollt langsam einher, und Jakob, von einem geheimen Vorgefühl angetrieben, tritt ganz nahe darauf zu, und zieht einige Sous aus der Tasche. Bald sind die Galeerensklaven vor ihm; sie strecken ihre verbrecherischen Hände aus und flehen

die Barmherzigkeit der Vorübergehenden an. Jakob betrachtet sie genau, und bemerkt einen, der seinen Leidensgefährten nicht nachahmt, sich vielmehr den Blicken der Menge möglichst zu entziehen sucht; aber der Elende, mit welchem er zusammengeschmiedet ist, ist gerade einer der Frechsten, der ihn mit Hestigkeit fortzieht. Diese Bewegung gestattet Jakob einen genauern Anblick der Züge des Unglücklichen... Er glaubt, seinen Bruder zu erkennen... kalter Schweiß tritt ihm auf die Stirne, seine Hand greift plötzlich unwillkürlich nach seinem Ordensbände, löst es ab und verbirgt es in seiner Brust.

Der Wagen ist vorüber und Jakob folgt ihm mit den Augen. Sanssouci zieht seinen Kameraden am Arme und sagt: „So komm doch, was Teufels findest Du denn für ein Vergnügen daran, diese Gauner zu sehen? Aber was hast Du denn?... Dein Gesicht ist ja ganz entstellt?... — Ach, Sanssouci!... ich bin verloren!... entehrt... — Du, entehrt? das ist nicht möglich, fasse Dich doch... — Mein Bruder!... — Nun!...“

Jakob wagt es nicht, das unselige Wort auszusprechen, aber er weist mit der Hand auf die Gaalereensträflinge, die man noch in der Entfernung erblickt. Das kann er nicht sein, Freund, Du hast Dich geirrt. — Ach, wenn es des Himmels Wille wäre!... aber nein, es war kein Irrthum! und die Reden des guten Gefängnißwärters... sein bedeutungsvoller Blick, als er mir die Hand drückte... Ach! es ist kein Zweifel, nun errathe ich Alles... —

Und wenn sogar Dein Bruder ein Elender wäre, ist es denn Deine Schuld? hast Du Dich darum weniger für's Vaterland geschlagen? hast Du darum weniger gegen die Feinde gestritten... und Deine Stirne, Deine Brust, haben sie keine Narben mehr? Tausend Millionen Granaten! wer würde sich an Deiner Bekanntschaft schämen?... ich würde ihm meine alte Klinge zehn Zoll weit in den Nabel stoßen... — Ach! mein Freund, mein ehrlicher Name ist geschändet... O! Vater... wenn Du das erführest!... — Dein Vater ist todt, aber lebte er noch, so würde Dein Ruhm ihn über Deines Bruders Schande trösten. — Nein, Sanssouci, über solches Unglück kann man sich nicht trösten. Mir bleibt nur ein Ausweg übrig; jene Elenden einzuholen, mich demjenigen zu nähern, den ich nicht mehr meinen Bruder nennen kann, ihm eine Kugel durch den Kopf zu jagen, und mir selbst es nachher ebenso zu machen. — Das ist ein sauberer Ausweg!... Du wirst ihn aber nicht einschlagen. Du wirst Dich erinnern, daß Du noch eine Schwester hast, denn die gute Adeline liebt Dich wie eine Schwester; Du wirst der kleinen Ermance gedenken, die Du so oft auf Deinem Schooße geschaukelt; Du wirst diese Unglücklichen nicht ihres einzigen noch bleibenden Freundes berauben; Du wirst Deinen Kummer vergessen, um den ihrigen zu lindern; und in ihrer Nähe wirst Du fühlen, daß Du noch nicht Alles verloren hast... denn wir werden sie wiederfinden, und müssen wir sie in allen Winkeln der Welt auffuchen... wer weiß, ob sie nicht vielleicht

jetzt schon auf dem Pachtthofe sind ... oder in irgend einer armseligen Hütte, wo sie unserer Hülfe bedürfen! ... und Du wolltest diese Welt verlassen, während Unglückliche noch auf Dich zählen? Nein, beim Wetter! das thust Du nicht ... Du gibst nach ... Du bist gerührt ... Nun, Muth! Jakob, in der Trübsal, wie im Feuer ... und vorwärts!"

Jakob läßt sich von seinem Kameraden fortziehen, und dieser benützt seine Stimmung, um mit ihm eine Stadt zu verlassen, wo keine Hoffnung mehr ist, Adeline aufzufinden. Sie schlagen ihren Weg nach dem Pachtthofe ein, und schmeicheln sich, hier die junge Flüchtige wieder anzutreffen.

Aber auch diese letzte Hoffnung ist bald zerstört; die Niedergeschlagenheit der Landleute sagt ihnen genug. Jakob will sogleich wieder fort, um außs Neue Adeline und ihr Kind aufzusuchen, nur mit Mühe kann man ihn bewegen, eine Nacht im Pächtershause zuzubringen. Man bemerkt, daß Bruder Jakob nach der Pariser Reise noch trauriger ist, aber die Landleute schreiben diese Schwermuth dem geringen Erfolge seiner bisherigen Bemühungen zu.

Sanssouci trifft alle Vorbereitungen zu einer wahrscheinlich lang dauernden Reise. Luise ist über die Trennung von ihrem Better sehr betrübt, aber sie fühlt wohl, daß er seinen Freund nicht verlassen darf. Sie steckt in den Reisesack eines Jeden eine gefüllte Börse. Obgleich nur der Lohn für ihre thätigen Dienste darin enthalten ist, so wagt sie es doch nicht, sie ihnen offen anzubieten, und hält dieses Ber-

fahren für das beste, um einer Verweigerung ihres Geschenkes zu entgehen. Gute Menschen haben immer Geist und Geschicklichkeit, wenn es sich darum handelt, gegen Andere verbindlich zu sein.

Sobald der Morgen graut, ist Jakob auf den Beinen; Sanssouci läßt auch nicht auf sich warten. Mit dem Reisebündel auf dem Rücken und einem tüchtigen Stock in der Hand, tritt er vor seinen Freund und sagt: „Wenn Du willst, so laß uns gehen.“

Die beiden Freunde verlassen das Haus. Die Pächtersfamilie sagt ihnen weinend Lebewohl. Die Kinder, lange daran gewöhnt, mit Jakobs Bart zu spielen, und mit Sanssouci sich auf dem Grase herumzuwälzen, hängen sich an sie und wollen sie nicht von sich lassen. Luise bedeckt ihr Angesicht mit ihrer Schürze, und ihr Schluchzen sagt mehr als ihre Worte. Auch Guillot ist eben so betrübt wie die Andern: „So muß ich nun ganz allein bei meiner Alten bleiben, sagt er, wie wird mir da die Zeit so lang werden!... Hier, Freund Jakob, erlaubt, daß ich Euch noch ein kleines Geschenk auf die Reise gebe, wer weiß, ob es Euch nicht nützlich sein kann.“ Mit diesen Worten überreichte er ihm ein Paar Pistolen.

„Ich habe sie lezthin gelegenheitlich im Dorfe einem alten Soldaten abgekauft; ich hatte im Sinne, sie Euch an Eurem Namenstage zu schenken, aber da Ihr nun abreist, so könnt Ihr sie lieber gleich mitnehmen.“

Jakob dankt dem ehrlichen Pächter und nimmt

dessen Geschenk willig an. Nachdem er Alle geküßt hat, entfernt er sich mit Sanssouci und schwört, ohne Adeline nicht wieder nach dem Pachtthof zu kommen und nicht eher zu rasten, als bis er sie gefunden habe.

### Viertes Kapitel.

#### Die Galeeren-Sklaven.

Jakob hatte sich nicht getäuscht, als er seinen Bruder unter den Galeerensklaven zu erkennen glaubte. Der unglückliche Eduard mußte die Strafe des Verbrechens erdulden, wozu er sich hatte hinreißen lassen. Er wurde zu Brandmarkung, Ausstellung am Pranger und zwanzig Jahre Zwangsarbeit verurtheilt.

Lampin, der schon mehre Male seinen Richtern entgangen und früher wegen Diebstahl verfolgt worden war, wurde lebenslänglich zu den Galeeren verurtheilt. Vergebens hatte er Eduard beredet, Alles zu läugnen; er war zu schwach dazu, gestand bald sein Verbrechen und lieferte sich seinen Richtern in die Hände.

Der Elende hatte seine Frau und sein Kind erkannt, im Augenblick, als das schmachvolle Eisen ihn berührte. Er hatte Adeline sterbend vor sich niederstürzen sehen, und dieses herzerreißende Bild stand lange unauslöschlich vor seiner Seele. Der Gedanke an eine Frau, die ihn anbetet, und deren Unglück er bereitet hat, an ein Kind, das er zur Schande verdammt, einst nur mit Schauern den Namen seines

Vaters nennen zu hören, und die Erinnerung an das früher genossene häusliche Glück, Alles bestürmt den Unglücklichen und läßt ihn das Gräßliche seines Zustandes noch viel herber empfinden.

Gewissensbisse zernagen das Herz Edwards, und bewegen ihn, so viel als möglich die Gegenwart der übrigen Gefangenen zu meiden, die ihn nur seines Grammes und seiner Feigheit wegen verhöhnen. Hundert Mal faßt er den Entschluß, seinem Leben ein Ende zu machen, aber mit Zittern und Zagen steht er wieder von diesem Vorhaben ab. In dieser Gemüthsstimmung legt er, ohne seinen Bruder in Paris gewahrt zu haben, den Weg von Bicetre nach Toulon zurück.

Lampin ist stets derselbe; selbst im Bagno zu Toulon bewährt er seinen Leichtsinn und seine Sorglosigkeit; Schande ist für ihn nur ein leeres Wort, und er gibt sich täglich Mühe, Eduard, wie er sagt, von seinen Vorurtheilen zu heilen.

In der Gesellschaft von Galeerensklaven kann der reumüthige Verbrecher keine wohlthätigen Grundsätze fassen. Da gibt es deren zu viele, die, durch Verbrechen abgehärtet, sich ein Vergnügen daraus machen, einen von Gewissensbissen gedrückten Sünder, den eine aufrichtige Reue wieder zu einem tugendhaften Leben zurückführen könnte, vollends zu verderben.

Adelinens und seiner Tochter Bild verschwinden nach und nach aus Edwards Gedächtniß, und er beschäftigt sich nun mit den Planen, womit seine Gefährten ihn täglich unterhalten. Er verschleucht die

Gewissensbisse, die, wie man ihm zu beweisen sucht, fruchtlos sind, und denkt mit den übrigen an einen Entweichungsversuch. Nach Ablauf von sechs Monaten ist sein Lebensüberdruß von dem glühenden Durst nach Freiheit vollkommen verdrängt.

Ein kühner Plan ist entworfen. Selbst auf den Galeeren finden die Gefangenen Gelegenheit, mit denjenigen ihrer Freunde, die bisweilen eine größere Freiheit genießen, in nähern Verkehr zu treten, und diese wagen Alles zur Rettung und Befreiung ihrer Genossen, weil sie bei der ersten besten Gelegenheit eine ähnliche Hülfe ihn Anspruch nehmen.

Lampin leitete die Ausführung des Complots. Gezwungen, nüchtern zu sein, steht ihm seine ganze Geistesgegenwart zu Gebot. Ein gewonnener Wächter läßt die Thüren offen. Die Sträflinge, mit Fellen versehen, haben ihre Ketten gelöst, mitten in der Nacht versammeln sie sich auf ein gegebenes Zeichen, erschlagen drei Wachen und dringen in einen Hof, dessen Mauern von Leuten solcher Art leicht zu übersteigen sind. Lampin klettert zuerst hinauf; Eduard folgt ihm, indem er sich an der Kette festhält, die immer noch an den Füßen hängt; schon haben mehre Galeerensklaven die Mauer erklimmen, und sich in den auf der entgegengesetzten Seite befindlichen Graben gestürzt, als sich plötzlich Flintenschüsse vernehmen lassen; der Alarm wird allgemein, die Garnison tritt unter die Waffen, Soldaten eilen herbei und schießen auf die Entfliehenden. Mehre stürzen todt nieder, Andere ergeben sich, der Aufstand ist bald

bewältigt, aber man hatte noch keine Zeit, sich zu überzeugen, wie viele der Gefangenen sich davon gemacht haben.

Lampin und Eduard haben den Waffenlärm gehört. Es gelingt ihnen, aus dem Graben zu entkommen; aber wohin sich nun wenden, wie schnell genug fliehen? Schon bewegen sich die Truppen durch die Stadt und den Hafen . . . bald werden sie ihnen in die Hände fallen. Eduard ist in Verzweiflung und Lampin zerbricht sich den Kopf mit dem Schwure, daß er sich nicht lebendig ergebe. Auf einmal hören sie Pferdegeklingel; gleich darauf fährt ein hoher, mit Gemüse beladener, von einem jungen Landmann geführter Wagen an ihnen vorüber. Der Bauer sitzt schlafend vorne auf dem Wagen und die Zügel hängen nachlässig über den Rücken des Pferdes, das langsamen Schrittes den gewohnten Weg verfolgt.

„Mach's mir nach! ruft Lampin, dem Wagen nachrennend, und wir sind gerettet. Sogleich steigt er von hinten hinauf, macht eine große Höhlung in den Kohl, die Möhren und Wurzeln, und gräbt sich kaum athemholend mit Eduard hinein. Der Bauer wendet sich um, reibt sich die Augen aus, sieht aber noch halb schlaftrunken noch nichts und will von Neuem zu schnarchen anfangen, als Soldaten auf ihn zukommen. — „Ist Dir Niemand begegnet, Freund? fragt der Sergeant den Landmann. — Meiner Treu, nein, Niemand, meine Herren, als Esel, Karren und Leute aus dem Dorfe. — Sieh Dich vor, es sind Galeerensträflinge entsprungen; wenn Du einen

siehst, so rufe nach Hülfe und gib genau Acht, welchen Weg sie einschlagen."

Die Soldaten gehen weiter. Der Bauer legt sich wieder auf die Seite und brummt: „Ja, das thäte mir noch Noth, ein schönes Bergnügen, Dieben aufzupassen! da träume ich lieber von meiner dicken Mannette! ... Uebrigens fürchte ich mich nicht ... solche Leute scheeren sich nicht um Kohl und Rüben."

„Wir sind gerettet, sagt Eduard leise zu seinem Begleiter. — Noch nicht, entgegnet Lampin. Der Bauer bringt seine Gemüse nach dem Markte, und wenn er uns entdeckt, wird er uns nicht für zwei Bündel Zwiebeln halten. — Was ist nun aber zu beginnen! — Ei, beim Kukul! wir müssen querfeldein laufen; wir wollen nur warten, bis er wieder tüchtig schnarcht, und das wird nicht lange anstehen, weil er an seine dicke Mannette denkt."

Wirklich dauert es nicht lange, und der Bauer schläft wieder fest. Lampin streckt jetzt den einen Arm hervor, greift nach dem Zügel, und wendet den Wagen um. Das Pferd kennt nur zwei Wege, den nach dem Markt und den zum Stalle. Da es so mit einem Male umkehren muß, glaubt es, es geht wieder nach Hause, und verfolgt ohne Sträuben den Weg ins Dorf zurück.

„Endlich sind wir gerettet! ruft Eduard, indem er behutsam den Kopf aus dem Koble hervorsteckt, und rings um sich her nur Bäume und Felder, aber keine Häuser erblickt. — Du hältst Dich immer für gerettet, Dummkopf, sagt Lampin, und doch sind

wir noch keineswegs außer Gefahr ... wir sind ja noch dicht bei Toulon. Der Bauer bringt uns in sein Dorf, und da werden wir von Neuem gezwickt. — Wir müssen vom Wagen steigen und uns zu verbergen suchen ... — Das ist bald gesagt ... uns zu verbergen! ... aber wo denn? auf den Bäumen wie die Spazzen? !.. vor allen Dingen sollten wir weiterkommen; mit diesen Ketten an den Füßen wird es jedoch nicht leicht gehen ... — Die feilen wir ab ... — Haben wir Zeit dazu? ... — Jetzt frisch einen Hauptstreich ... wir sind in einem Hohlweg ... ich sehe nirgends ein Haus ... schnell herunter. — Und dann? — Steig ab, sah' ich Dir, und halte das Pferd sachte an ... während dessen will ich unsern Fuhrmann durchsuchen."

Eduard steigt vom Karren. Lampin hält die Zügel an und das Pferd bleibt stehen. „Wir müssen es ausspannen und auf und davon reiten, sagt Lampin, geschwind aber.“

Damit untersucht er die Taschen des Landmanns und bemächtigt sich eines Messers und einiger Silberstücke. Eduard kann mit dem Abspannen nicht fertig werden und ersucht Lampin, ihm dabei behülflich zu sein. Dieser scheint aber, während er die Kleidung des Bauern betrachtet, einen neuen Plan auszudenken: „Ich habe Angst, daß er aufwacht, sagt Eduard. — Wenn er aufwacht, ist er ein Kind des Todes, erwidert Lampin, springt eilends herunter und löst die Riemen und Seile, welche das Pferd noch an dem Wagen halten. Aber der Bauer ist dergestalt

an die Bewegung des Karrens gewöhnt, daß er, sobald dieser einige Augenblicke steht, aufwacht. — „Hio! Hio! schreit er, sich die Augen reibend. — Wir sind verloren,“ jammert Eduard halblaut. Lampin antwortet nicht, sondern springt rasch auf den Wagen zu, und im Augenblick, wo sich der unglückliche Landmann erheben will, stößt er ihm das Messer in die Brust.

Der Bauer stößt nur einen schwachen Schrei aus. Eduard ist von Entsetzen ergriffen. „Unglücklicher! was hast Du gethan! ruft er schauernd aus. — Was nothwendig war, antwortete Lampin. Schade ist nur, daß ich seine Kleider nicht mehr brauchen kann, weil sie mit Blut bedeckt sind ... ich muß mich mit dem Hute und mit der Blouse begnügen.“

Mit diesen Worten entkleidet der Bösewicht sein Opfer, wirft sich das Ueberhemd um, steigt hastig aufs Pferd, wendet sich zu dem noch ganz verblüfft dastehenden Eduard und spricht: „Jetzt, mein Junge, hilf Dir aus der Geschichte heraus, so gut Du kannst.“ Nun gibt er seinem Pferde einen Stich mit der Messerspitze und verschwindet, indem er Eduard an der Seite des Gemordeten zurückläßt.

### Fünftes Kapitel.

Der Holzhacker und die Räuber.

Die Nacht geht vorüber. Eduard ganz bestürzt über Lampins Flucht und völlig außer Fassung über

Alles, was ihm seit einigen Stunden begegnet ist, steht noch neben dem Wagen, ohne zu wissen, was er anfangen soll.

Der unglückliche Bauer athmet noch und stöhnt bisweilen schwach. Eduard weiß nicht, soll er ihm beistehen oder entfliehen. Er schwankt, zögert hin und her, und der erste Morgenstrahl findet ihn noch in diesem Zustande. Er wirft einen Blick auf seinen Anzug und erschrickt, sich in der Kleidung eines Galeerensträflings zu sehen, in welcher er sicher für den Mörder des Bauern gehalten worden wäre; dieser Gedanke erstarrt ihn zu Eis; der Anblick des Fuhrmanns erregt seinen Abscheu, er entfernt sich daher so schnell als es seine Kräfte gestatten, und erreicht ein kleines Wäldchen, wo er sich den Nachsuchungen zu entziehen hofft.

Seine erste Sorge ist, die Ketten zu durchfeilen und von sich wegzuworfen; aber der Kleidung kann er sich nicht ebenso entledigen, und sieht wohl ein, daß er sich nicht blicken lassen darf, wenn er nicht festgenommen sein will.

Diese Betrachtung bringt ihn zur Verzweiflung, und er bereut einen Augenblick, den unglücklichen Bauer nicht gänzlich ausgezogen und geplündert zu haben.

Es ist heller Tag geworden; die Landleute gehen an ihre Arbeit. Eduard dringt immer tiefer in das Gehölz ein, liest Feigen und Oliven auf, und klettert auf einen Baum, um hier die Rückkehr der Dunkelheit abzuwarten.

Aber wie lang wird ihm der Tag! und wie oft fährt er nicht mit Zittern zusammen, wenn er Landleute sich nähern, und nicht weit von dem Baume ausruhen sieht, der ihn verbirgt. Er hört, wie sie sich von dem Morde des armen Fuhrmanns unterhalten. „Ein entflohener Galeerensträfling hat es gethan, erzählen sie sich gegenseitig; es sind mehre in verwichener Nacht aus dem Bagno in Toulon entsprungen, allein man ist ihnen auf der Spur und sie werden gewiß bald wieder ergriffen werden.“

Eduard ist nur zu sehr von den Schwierigkeiten überzeugt, die sich seiner Rettung entgegensetzen, und überläßt sich völliger Trostlosigkeit. Endlich wird es wieder Nacht; er steigt von seinem schützenden Baum herab, und macht sich auf den Weg. Bei dem leisesten Geräusch, welches zu seinem Ohre dringt, steht er still, horcht und verbirgt sich im nächsten Gebüsch. Gesicht und Hände sind ihm von den Dornen und Stacheln zerfleischt, aber er kennt keinen Schmerz mehr; er möchte sich in die Eingeweide der Erde begraben.

Er läuft so lange es seine Kräfte gestatten, sammelt sich sorgfältig Früchte auf den nächsten Tag, verweilt nur an den ödesten Orten, und bringt die Tage in den belaubtesten Baumgipfeln zu.

Gegen Abend des vierten Tages kommt er an einem kleinen, von einem Gärtchen umgebenen Häuschen vorüber, er wirft einen Blick hinein, in der Hoffnung, einige Früchte zu entdecken, aber wie groß ist seine Freude, als er Wäsche und Kleidungsstücke

an einem Seile hängen sieht! Der Gedanke, sich dieselben anzueignen, um seinen Galeerenanzug abzuwerfen zu können, fährt ihm durch den Kopf; ein Diebstahl erschreckt ihn nicht mehr, er entschuldigt ihn mit der Nothwendigkeit. Nur eine halbverfallene vier Fuß hohe Mauer trennt ihn von den kostbaren Kleidungsstücken, zum ersten Male denkt er an keine Gefahr, er springt hinüber, ergreift, was ihm nöthig und entflieht damit, ohne auch den geringsten Gewissensbiß über diesen Diebstahl zu empfinden; denn die That, die er begangen hat, erscheint ihm nur als eine Kleinigkeit, gegen alles dasjenige, was er schon hat verüben sehen.

In einem dichten Gebüsch wechselt er die Kleider. Etwas beruhigter durch den Gedanken, daß er jetzt schon weit von Toulon entfernt sein müsse, setzt er, entschlossen zur Nacht die Gastfreundschaft irgend eines Bauern anzusprechen, seinen Weg weiter fort. Er hofft, man werde ihm doch wenigstens ein Stück Brod nicht verweigern, und das scheint ihm ein Schatz, wodurch er zu neuen Kräften gelangen könne. Indessen wagt er es doch noch nicht, sich einem Dorfe zu nahen, da er fürchtet, Gendarmen darin zu begegnen, die ihn verfolgen, daher zieht er es vor, an die Thüre einer einsam im Walde liegenden Hütte zu klopfen.

Ein Landmann macht ihm auf und fragt, was er begehre. — „Ihr könnt viel für mich thun, entgegnet Eduard; in bin ein Unglücklicher, von Mangel und Müdigkeit erschöpft; erlaubt mir, die Nacht

bei Euch zuzubringen, Ihr rettet mir das Leben.  
 — In der That, sagt der Landmann, Ihr scheint sehr ermüdet ... sehr leidend! aber wer seid Ihr? man will doch wissen, wen man bei sich aufnimmt.  
 — Ich bin ein armer Deserteur ... ich vertraue mich Euch an, ruinirt mich nicht! ... — Ein Deserteur ... Teufel ... das Desertiren ist eine schlimme Sache! aber ich werde Euch nicht ins Unglück stürzen ... kommt also nur herein und erzählt mir dann, warum Ihr desertirt seid."

Eduard tritt ein, und empfindet eine innige Freude, sich einmal wieder unter Dach und Fach zu sehen.

„Nun, sagt der Bauer, ich werde Euch die Hälfte von dem geben, was ich habe, das ist eben nichts Gutes, allein Ihr werdet Euch nicht lange sträuben, es anzunehmen ... ich bin ein armer Holzhauer, habe nicht viel, lebe von der Hand in den Mund, es freut mich aber dennoch, wenn ich mein bißchen Abendbrod und mein Nachtlager mit Euch theilen kann. Ich habe Brod, Käse und ein Restchen Wein, welches wir mit einander ausleeren wollen; auch mein Bett ist nicht ganz schlecht, das beste Möbel, welches ich im Hause habe, ich wette, Ihr schlaft prächtig darin! ... Wohlau, Freund, erzählt mir Eure Geschichte; ich habe auch unter dem Militär gedient, ja, ich war auch Soldat, und kann mir schmeicheln, nicht desertirt zu sein. Ich möchte erfahren, was Euch zu einem schlechten Entschlusse bewogen hat."

Eduard erfindet eine Geschichte; der Holzhacker

hört aufmerksam zu. Die Sonderbarkeit dieser Erzählung, die Unwahrscheinlichkeit seiner Abenteuer, die Verlegenheit Eduards, wenn ihn sein Wirth um nähere Details über sein Regiment und seinen Garnisonsort befragt, Alles das erweckt Argwohn in diesem, und er fürchtet mehr und mehr, von irgend einem Landstreicher angeführt worden zu sein.

Da er indessen nichts besitzt, was die Habgier reizen könnte, so theilt er dennoch sein Abendbrod mit Eduard; dann fordert er ihn auf, sich ausziehen und niederzulegen. Eduard läßt sich das nicht zweimal sagen, schon zieht er seine Jacke aus und will auch die Weste ablegen, als ein plötzlicher Gedanke ihn davon abhält, und er wie verblüfft vor dem Holzhacker stehen bleibt.

„Ei! wollt Ihr Euch nicht zu Bette legen? fragt der Bauer, als er die Bestürzung Eduards wahrnimmt. — Doch, erlaubt... ich werde mich sogleich niederlegen... — Es schien doch, als wolltet Ihr Euch schon auskleiden, und jetzt steht Ihr da, als ob Ihr nicht wüßtet, was Ihr machen sollt? ... — Ach! weil ich überlegte, ob es nicht besser sei, angekleidet zu bleiben, um morgen früh gleich wieder reisefertig zu sein. — Wie Ihr wollt, nach Gefallen.“

Eduard wirft sich aufs Bett, und der Holzhacker macht es eben so, jedoch nicht in der Absicht, zu schlafen; eine geheime Unruhe quält ihn, er fürchtet einem Verbrecher Obdach gegeben zu haben und befinnt sich, wie er seine Zweifel aufklären könne.

Der Glende, den die Müdigkeit beinahe niederdrückte,

und welcher lange nicht auf einem so weichen Lager geruht hatte, überließ sich bald dem Schlafe. Der Holzhacker, der sich nur gestellt, als ob er schlief, steht, nachdem er sich überzeugt hat, daß der Fremde fest schläft, sachte wieder auf, geht in eine kleine Küche hinaus und schlägt Feuer; dann zündet er eine Lampe an, nimmt seine Flinte und kehrt ohne Geräusch wieder ins Zimmer zu Eduard zurück. Der Schlaf des Unglücklichen war peinlich und unruhig; er bewegt sich unaufhörlich, wirft sich heftig auf seinem Lager umher, und unzusammenhängende Worte entschlüpfen seinen Lippen; der Holzhacker horcht und vernimmt deutlich folgende Worte: „Auf der Landstraße ... mitten in der Nacht ... er ist ermordet ... nehmt mir diese Fesseln ab ... befreit mich von diesen Ketten ... sie hindern mich zu fliehen.“

„Ermordet! wiederholt der Landmann leise ... also habe ich einen Straßenräuber aufgenommen, und dieser Schuft schläft in dem Bette eines ehrlichen Mannes ... Wer weiß, ob er nicht seiner ganzen Bande hier bei mir ein Stelldichein gegeben hat? ... Man sagt ohnehin, daß sich seit einiger Zeit Räuber in dieser Gegend herumtreiben sollen. Vielleicht wollten sie sich meiner Hütte bemächtigen, um sich einen Schlupfwinkel daraus zu machen ... Teufel, wenn ich das wüßte, so suchte ich mir diesen vom Leibe zu schaffen, da er noch allein ist ... Doch halt, erst wollen wir uns von etwas überzeugen ...“

Der Holzhacker nähert sich Eduard, schneidet vorsichtig den Rücken der Weste des unglücklichen Galeerensklaven

auf, entblößt seine Schulter, holt die Lampe herbei, hält die Hand vor das Licht, damit der Strahl nicht auf die Augen des Fremdlings falle ... streckt, den Athem an sich haltend, den Kopf vor ... und erblickt schauernd das fatale Brandmahl.

„So habe ich mich also nicht geirrt, sagt er, die Lampe wieder auf den Kamin stellend, und sein Gewehr ladend. Es ist ein Verbrecher ... aber bei allen Teufeln, er soll nicht länger bei mir bleiben! ... und sollte ich mich auch größern Gefahren aussetzen, diesen Schurken jage ich aus meiner Hütte.“

Sogleich tritt er aufs Bett zu und versetzt Eduard mit seinem Flintenkolben einen derben Stoß; dieser erwacht, richtet sich auf und sieht mit Schrecken, wie sein Wirth auf ihn zielt und wüthende Blicke nach ihm wirft.

„Auf der Stelle mach', daß Du fortkommst, schreit ihm der Holzhacker, das Gewehr immer auf ihn gerichtet, zu; plötzlich pack' Dich fort, und unterstehe Dich nicht, wieder zu kommen, oder ich zerschmettere Dir das Gehirn.“

„Was habt Ihr denn? ... woher diese Wuth? fragt Eduard, staunend um sich blickend. Bin ich denn nicht mehr in der Hütte, wo man mich gastlich aufgenommen? Ihr seid es doch, der mit einem Unglücklichen seine Mahlzeit und sein Lager theilte, und jetzt wollt Ihr mich fortjagen ... Was habe ich denn gethan, um solche Behandlung zu verdienen? — Du weißt wohl, Glender! geh' zu Deinen Kameraden auf der Landstraße, plündere und morde die Reisenden,

bei mir aber findest Du nichts. — Freund, Ihr irrt Euch, ich schwöre es Euch, ich bin einer schlechten That unfähig! ... — Wahrhaftig, Du bist wohl gar ein rechtschaffener Mann? ... und das Brandmahl auf Deiner Schulter hast Du etwa für Ruhm und Ehre erhalten?“

„Großer Gott! ... ruft Eduard aus, indem er nach seiner Weste greift und bemerkt, daß sie aufgeschnitten ist. Wie! ... Ihr habt es gewagt? — Ich habe wissen wollen, wer Du bist ... Dein Betragen hat mich mißtrauisch gemacht, ich mußte im Klaren über Dich sein. Du siehst, Deine Reden, Deine Geschichten können mich nicht mehr irre machen; also noch einmal, scheer Dich weiter, ein Mensch wie Du darf nicht unter meinem Dache weilen.“

„Ich Unglücklicher! ruft Eduard aus, indem er aus dem Bette steigt und sich verzweifelnd vor die Stirne schlägt ... so gibts denn keine Rettung mehr für mich, so bin ich verloren, von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, genöthigt, die Welt zu fliehen und im Verborgenen zu leben ... dieses entehrende Mahl stempelt mich zum Verbrecher ... nur unter Räubern und Spitzbuben finde ich noch einen Zufluchtsort ... nur durch neue Verbrechen kann ich mein Dasein fristen! ... der Weg der Reue ist mir verschlossen, ich soll ein Bösewicht sein! ...“

Nach diesen Worten wirft er sich trostlos zu den Füßen des Holzhackers nieder. Dieser fühlt bei dem verzweiflungsvollen Zustande des vor ihm liegenden Elenden einen Augenblick Mitleid; er stellt seine

Flinte weg und will seiner Empfindung folgen, als sich plötzlich von mehren Seiten des Waldes her ein durchdringendes Pfeifen hören läßt.

Sogleich erwacht in dem Holzhacker sein ganzer Argwohn, seine ganze Wuth wieder. Er zweifelt nicht, daß jenes Pfeifen ein Zeichen der übrigen Räuber ist, die ihren Kameraden auffuchen, und legt seine Flinte wieder in Anschlag. Eduard will nochmals sein Mitleid ansehen; er naht sich seinem Wirth, und streckt die Hände nach ihm aus, dieser aber deutet seine Bewegung anders, fürchtet, er wolle ihn ermorden, tritt einige Schritte zurück und drückt ab.

Der Schuß geht los, aber die falsch gerichtete Waffe verfehlt ihr Opfer, die mörderische Kugel pfeift dicht über die Schulter des Unglücklichen, der noch auf den Knien liegt, hin, und fährt in die Mauer. Jetzt aber beleben Wuth und Verzweiflung Eduards Muth, nur theuer will er sein Leben verkaufen; er greift nach einer Art, die er in einer Ecke der Stube erblickt, und in demselben Moment, wo der Holzhacker mit dem Gewehrkolben auf ihn eindringen will, versetzt er ihm einen so heftigen Hieb auf den Kopf, daß dieser leblos zu seinen Füßen niederstürzt. Der unglückliche Holzhacker fällt, ohne einen Laut von sich zu geben, und Eduard sieht sich mit Entsetzen von oben bis unten mit dessen Blute bespritzt.

In diesem Augenblick wird die Thüre der Hütte eingetreten. Vier mit Lumpen bedeckte, aber von Kopf bis zu den Füßen bewaffnete, häßliche Gestalten

erscheinen auf der Schwelle, stecken die Köpfe in die Stube und betrachten staunend das Schauspiel, welches sich ihren Augen darbietet.

„Oho! sagt endlich der, welcher der Anführer zu sein scheint, hier gehen ja sonderbare Dinge vor, und wie ich sehe, haben wir noch Kameraden im Lande ... Kreuz Donnerwetter! ... das ist ein Bursche, der sich, wie es scheint, nicht schlecht aus der Sache gezogen hat!“

Eduard steht noch unbeweglich, die mörderische, blutige Art in den Händen, mitten im Zimmer.

Die Räuber treten ein; der Chef derselben betrachtet Eduard genauer und macht dann eine Bewegung freudiger Ueberraschung. — „Er ist es! ruft er endlich ... ja, er ist es ... sieh! Kamerad, Du mußt ihn ja auch erkennen. — Beim Kukuk! freilich, es ist ja unser alter Freund! ... Frisch auf, Murville, umarme Deine alten Bekannten, Deine Freunds- und Leidensgefährten!“

Eduard hört die ihm wohlbekannten Stimmen, er erhebt die Augen und erblickt Lampin vor sich, erkennt aber den andern Räuber noch nicht, dessen Sprache ihm übrigens auch nicht fremd scheint. Der Anführer ergreift seine Hand und schüttelt sie ihm kräftig. Eduard sieht ihn an, und sucht in seinem abscheulich zugerichteten Gesichte bekannte Züge zu entdecken. — „Wie? ruft Lampin aus, erkennst Du Deinen alten Freund Dufresne nicht mehr?“

„Dufresne! wäre es möglich! ... — Ja, Murville, er ist es selbst, versetzt Dufresne, indem er

mehre Binden vom Kopfe, ein Pflaster, welches ein Auge und einen Theil der Stirne bedeckt, und einen Bart, der den untern Theil des Gesichtes verbirgt, abnimmt . . . Es freut mich, daß Du mich nicht erkannt hast, das beweist mein Talent, mich zu verstellen und ist etwas werth, wenn man zum Tode verurtheilt ist. Aber Du alter Freund scheinst etwas gewandter geworden zu sein, seitdem wir uns nicht mehr gesehen haben . . . Teufel! das macht Dir viele Ehre . . . — Kameraden, sagt Lampin, der inzwischen die Hütte durchstöbert hatte, hier ist nichts für uns zu holen. Der Schuß könnte Leute herbeiführen, denen wir nicht gerne begegnen möchten; glaubt mir, es ist besser, wir verlassen diese alte Baracke und gehen wieder in den Wald, wir können dort eben so gut und sicher plaudern, als hier.“

Da Lampins Rath für klug anerkannt wird, so entfernen sich die Räuber aus der Hütte, und nehmen Eduard mit sich, der sich von seinem Erstaunen noch nicht erholen und es sich nicht für möglich denken kann, Dufresne als Räuberhauptmann wiederzufinden.

Nachdem die Räuber eine Zeitlang das dichteste Gehölz durchschritten haben, machen sie endlich in einer höhlenartigen Vertiefung Halt, zünden ein Feuer an, holen ihre Mundvorräthe hervor, breiten sie auf dem Rasen aus, legen ihre Waffen für einen möglichen Ueberfall zurecht, und lagern sich sodann rund um das Feuer im Kreise.

„Ich weiß nicht, sagt Dufresne, Eduard mit wilder Freude betrachtend, ein unbestimmtes Vorgefühl

ließ mich immer hoffen, mit Dir einmal wieder zusammenzukommen . . . Meiner Treu! ich habe auch immer darnach getrachtet, nicht wahr, Lampin?"

Lampin aß mit Heißhunger, und trank seiner Gewohnheit gemäß noch besser; er begnügte sich, Eduard lächelnd anzublicken. Dieser aber betrachtete seine neuen Gefährten und wußte noch nicht, ob er sich zu dem Zusammentreffen mit ihnen Glück wünschen sollte, oder nicht.

„Aber wie kommt es denn, daß ich Dich mit Lampin hier im Walde wiederfinde? fragte er endlich Dufresne; wie kommt es, daß ihr eine so gefährliche Lebensweise eingeschlagen habt?"

„Und Welch ein anderes Leben soll man führen, wenn man wie wir aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen ist? . . . Willst Du nicht den Unschuldigen spielen . . . Du! der Du so eben einen armen Holzhauer erschlagen hast, dessen Tod Dich nicht einmal etwas nützt?"

„Ich habe mich nur vertheidigt. Dieser Mensch hatte auf mich geschossen, er drohte, mich zu erschlagen, und ich habe nur seinen Hieb parirt. — Poß Henker! Kamerad, Du parirfst ganz artig! Doch, dem sei wie ihm wolle, sprechen wir von dem, was uns betrifft. Du weißt, ich wurde zum Tode verurtheilt; glücklicher Weise habe ich die Geschichte nicht abgewartet, Dank meinen getreuen Freunden, die mir den Weg aus dem Gefängniß bahnten. Wir dürfen uns nun aber nicht mehr öffentlich sehen lassen und haben Wälder und Landstraßen erwählt, um unser

Gewerbe zu treiben, man muß in der Welt doch etwas thun. Kürzlich hielt ich im Walde einen Reisenden zu Pferde an; ich erkannte Lampin, und ihm war nichts lieber, als zu den Unsrigen zu gehören. Du sollst nun auch bei uns bleiben, lieber Murville, denn es bleibt Dir nichts mehr Anderes übrig, und Du mußt hoch erfreut sein, uns angetroffen zu haben."

"Ja, ja, sagt Lampin, und ich bin überzeugt, Du bist mir nicht mehr böse, Dich mitten in der Nacht bei jenem Fuhrmann verlassen zu haben. Was willst Du auch, mein Junge; ich sah, daß das Pferd nicht viel werth war; mit zwei Reitern auf dem Rücken wäre es nur langsam weiter gekommen, und da mußte ich doch zuerst an mich denken, das ist ganz natürlich! ..."

"Welch ein trauriges Dasein! sagt Eduard um sich blickend, in den Wäldern, in der Finsterniß leben ... jeden Augenblick fürchten zu müssen, gefangen zu werden ... sein Leben für einige Goldstücke zu wagen."

"Ha, meiner Treu! entgegnet Lampin, ich gestehe, es war freilich heiterer, als wir die blonde Veronika auf unserem Schooße wiegten, und Madeira und Champagner tranken; aber siehst Du, Kleiner, es gibt Vornehme und Geringe in der Welt, heute mir, morgen Dir!"

"Fasse Muth, mein lieber Murville, fällt Du-fresne wieder ein, wir können noch einmal wieder reich werden, und das Leben unter einem andern Himmelsstrich genießen. Inzwischen will ich mich aber auch nicht damit begnügen, nur in den Wäldern zu leben,

und einigen armseligen Reisenden aufzulauern; außerdem reichen auch vier oder fünf Mann nicht hin, eine furchtbare Bande zu bilden und größere Reisewägen anzuhalten, ich habe aber andere, großartigere Pläne, und da ich das Talent besitze, mich, wenn es sein muß, unkenntlich zu machen, so hoffe ich, wenn meine Kameraden von meinem Unterrichte erst ganz durchdrungen sein werden, kühnere Streiche auszuführen, sei es nun, bei reichen Privatleuten einzudringen, oder sonst unter irgend einer Maske einen ergiebigen Fischzug zu halten.“

„Da! er ist schlau, der Kamerad! er soll uns schon führen!... ich möchte gerne wissen, wem er seine Erziehung verdankt!...“

„Da kann ich euch Genüge leisten, meine Freunde, indem ich euch meine Jugendgeschichte erzähle; meine Erzählung soll nicht lange sein, sie wird euch aber Vergnügen machen! Uebrigens kann sie Murville sich zu Nutzen ziehen. Es kommen Dinge darin vor, die Beziehung auf ihn haben, und ich brauche mich a nicht mehr vor ihm zu geniren.“

„Erzähle, erzähle! ruft Lampin, unterdessen können wir trinken, wir haben doch nichts Besseres in dem verwünschten Walde hier zu thun, wo wir seit zwei Nächten leer ausgegangen sind. Rasch, Kameraden, schürt das Feuer an und laßt uns schweigend trinken!“

Die Räuber fachen das Feuer wieder an, ergreifen jeder eine Flasche und gruppiren sich um ihren Anführer, während Eduard, den Kopf in die Hand gestützt, mit dumpfem Brüten Dufresne's Erzählung erwartet.

## Sechstes Kapitel.

Dufresne's Lebensgeschichte.

Ich bin in einem kleinen Dorfe unweit Rennes geboren. Mein Vater wurde, nachdem er reich und angesehen gewesen war, durch einen Prozeß gegen einen seiner Bettern ruinirt. Arm, sah er sich genöthigt, die Stelle eines Jagdauffsehers bei einem alten Gutsherrn anzunehmen, dem sein Wildpret lieber war, als seine Vasallen, und der den Tod eines auf seinen Gütern geschossenen Kaninchens oder Rebhuhns niemals verzieh.

Mein Vater, durch das Unglück erbittert, nährte heimlich den Wunsch, sich an demjenigen zu rächen, der ihn um sein Vermögen gebracht hatte. Er wohnte in einem kleinen Hause mitten im Walde, dort nahm er mich hin und behielt mich bei sich. Im mochte etwa sechs Jahre alt sein, als mein Vater sich dorthin zurückzog. Ich war kühn, unternehmend, muthig, fest und entschieden in meinen Entschlüssen. Das beinahe wilde Leben, welches ich seit mehren Jahren führte, konnte nicht dazu beitragen, meinen Charakter milder zu machen. Ich streifte unaufhörlich durch die Wälder, erkletterte die Berge, die steilsten Felsen, sprang über Abgründe, schwamm durch reißende Gewässer, und wenn ich dann zu meinem Vater zurückkam, so wiederholte er mir die Geschichte seines Unglücks, lehrte mich die Menschen hassen, deren Ungerechtigkeit sein Herz empört hatte, empfahl mir,

keinem Menschen zu trauen, niemals auf Erkenntlichkeit und Billigkeit von Meinesgleichen zu rechnen, und zum Belege für seine Lebensansichten zählte er mir alle Dienste auf, die er Andern als reicher Mann geleistet habe, und welche alle mit Undank belohnt worden seien; er machte mich ausführlich mit dem Prozeß bekannt, den er nur durch Betrug und Böswilligkeit verloren habe, und ließ mich schwören, den als meinen Feind zu betrachten, der sein Verderben herbeigeführt habe.

Diese Reden meines Vaters gruben sich tief in mein Gedächtniß ein. Vielleicht hätte mich der entgegengesetzte Rath bewogen, diejenigen zu lieben und zu verehren, die ich jetzt zu hassen und zu verachten entschlossen war; aber die ersten Eindrücke vermögen alles über ein jugendliches Gemüth, und die Unabhängigkeit, worin ich lebte, ließ mich ein jedes Hinderniß, welches sich meinem Willen entgensetzte, mit Gewalt bekämpfen.

Eine Begebenheit, deren Zeuge ich war, diente nur noch dazu, meinen Abscheu gegen die Menschen zu vermehren. Ich war dreizehn Jahre alt, und hatte jetzt erst von meinem Vater Lesen gelernt; er bewies mir, daß Kenntnisse für meine Absichten nöthig seien, und dieser Grund allein konnte mich bewegen, etwas zu lernen. Ich ging eines Tags in den Waldungen spazieren, als ich plötzlich ganz in meiner Nähe zwei Flintenschüsse fallen hörte. Ich lief nach der Seite hin, woher das Schießen kam, und sah, wie zwei junge Leute arretirt wurden, weil sie auf

herrschaftlichem Gebiete gejagt hatten. Der Eine war ein junger, gut gekleideter Mann, von feiner, ausgezeichnete Haltung, der Andere ein armer mit Lumpen bedeckter Landmann, der mit dem größten Elend zu kämpfen schien. Ersterer hatte einen Rehbock, dieser aber nur einen Hasen geschossen, und doch lachte und sang der Städter in Gegenwart seiner Wachen, während der Bauer blaß und bebend kaum die Kraft hatte, sich aufrecht zu erhalten.

Neugierig, die Folge dieses Vorfalles kennen zu lernen, folgte ich den Leuten aufs Schloß; der gnädige Herr war gerade abwesend, aber sein Haushofmeister vertrat seine Stelle; er besaß unumschränkte Gewalt und handelte im Namen des Herrn ganz nach Belieben; die beiden Gefangenen wurden also vor den Haushofmeister gebracht. Ich mischte mich unter die Menge und es gelang mir, in einen großen Saal mit hineinzuschlüpfen, wo man zuerst die beiden Wildddiebe hineinführte. Der Haushofmeister kam endlich. Als er den jungen Städter erblickte, merkte er wohl, daß er es nicht wie gewöhnlich mit grobem Bauernvolk zu thun habe, welches vor ihm zu zittern gewohnt war. Er hieß daher alle Umstehenden hinausgehen, um den feinen Herrn unter vier Augen zu verhören; ich jedoch, anstatt mit den Uebrigen hinauszugehen, verbarg mich unter einem mit einem Teppich verhängten Tisch und hörte deutlich folgende Unterredung mit an: „Mein Herr, ich bin in Verzweiflung, daß ich genöthigt bin, mit Strenge gegen Sie zu verfahren, begann der Haushofmeister mit einschmeicheln-

dem Tone, allein mein Gebieter ist sehr streng und seine Befehle sind gemessen! . . .“

„Ha, alter Fuchs, ich glaube, Du scherzest mit Deinen Befehlen, erwiderte der junge Herr dem Haushofmeister höhnisch; wisse, daß ich aus vornehmer Familie bin, und Dir bei erster Gelegenheit die Ohren abschneide, wenn Du mich nicht augenblicklich in Freiheit setzt. — Mein Herr, dieser Ton ist sehr befremdend . . . und ich darf nicht zugeben . . . — Hier, alter Geizhals, ich verstehe schon, wo Du hinaus willst! Du bist Haushofmeister, damit ist genug gesagt, nimm diese Börse, es sind fünfzehn Louisd'ors darin, das ist mehr, als alle Rehböcke Deines Herrn werth sind.“

Mit diesen Worten warf er ihm eine Börse zu, die der Haushofmeister ohne Schwierigkeit annahm, dann eine kleine Tapetenthüre öffnete und sagte: „Gehen Sie gefälligst hier hinunter nach dem Garten, halten Sie rechts, und Sie werden hierauf eine andere Thüre finden, die Sie ins Freie führt. Ich setze mich für Sie in Gefahr, aber Sie haben so einnehmende Manieren . . .“

Der junge Jäger hörte nichts weiter, denn er befand sich schon im Garten. Der Haushofmeister schloß die kleine Thüre sorgfältig wieder zu, klingelte und befahl dem eintretenden Bedienten, jetzt den andern Wilddieb vorzuführen.

Man brachte den Bauern und auch jetzt blieb der Haushofmeister allein mit ihm. „Warum hast Du gejagt?“ fuhr er den Landmann mit einem Tone an,

der keineswegs dem gleich, den er gegen den andern  
 Wilddieb beobachtet hatte.

„Mein lieber Herr, flehte der arme Landmann  
 und warf sich auf die Knie, vergeben Sie mir es  
 nur, es ist das erste Mal, und ich schwöre, es soll  
 auch das letzte Mal gewesen sein. — Das sagt ihr  
 Schurken immer. — Ich bin kein Schurke, Herr  
 Haushofmeister, sondern ein armer Teufel, der ein  
 Weib und fünf Kinder hat, und nicht weiß, wie er  
 sie ernähren soll. — Ei! Lumpenhund! warum hei-  
 rathest Du? ... — Ach, mein Herr, das ist ja noch  
 das Einzige, was man im Leben hat. — Wie! können  
 Tropfe wie Du an so etwas denken? Arbeitet, Ca-  
 naiten, arbeitet, das ist euer Loos. — Ich habe  
 keine Arbeit, Herr Haushofmeister, und ich verdiene  
 so wenig, daß es nicht hinreicht! ... — Weil ihr  
 freßt wie Wilde! — Wir essen nicht einmal satt,  
 um nur für die Kinder etwas übrig zu behalten ...  
 — Deine Kinder, Deine Kinder! Ihr Tagediebe  
 hungert das Land noch aus mit euren Kindern. —  
 Erlauben Sie, Herr Haushofmeister, der gnädige  
 Herr füttert fünfzig Hunde, da, denke ich, könnte ich  
 doch wohl vier bis fünf Kinder aufziehen! ... — Da  
 sehe Einer den Elenden; erlaubt er sich noch seine  
 schmutzigen Nachkommen mit den Windhunden des  
 gnädigen Herrn zu vergleichen? Jetzt weiter keine  
 Gründe, Du bist als Wilddieb festgenommen worden,  
 Deine Sache ist klar, der Diebstahl liegt am Tage.  
 Du bekommst Peitschenhiebe, zahlst eine Geldstrafe  
 und wanderst ins Loch! ... — Ach! Gnade, Gnade,

Herr Haushofmeister, es war ja nur ein Hase!... — Ein Hase! Schuft, poß Wetter!... ein Hase! Du weißt scheint's nicht, was das ist? Der gnädige Herr nimmt die Hasen in Schutz, hegt sie sorgfältig und ich muß den rächen, den Du geschossen hast. — Wenn er aber für den Tisch des gnädigen Herrn bestimmt gewesen wäre? — Dann wäre es etwas Anderes. Dann könnte er sich glücklich schätzen, vom gnädigen Herrn gespeist zu werden; aber Du bist und bleibst ein Wilddieb. — Herr Haushofmeister, haben Sie Erbarmen mit Weib und Kinder, wir sind so arm. Sie finden nicht einen Heller bei uns. — Du verdienst gehangen zu werden! Marsch! vorwärts ins Loch! und morgen die Peitsche.“

Der Haushofmeister klingelte, die Diener eilten herbei, und man führte den Bauern trotz Bitten und Thränen ins Gefängniß.

Ich hätte unter dem Tische vor Wuth bersten mögen. Als Niemand mehr im Saale war, sprang ich aus dem Fenster, lief zu meinem Vater und erzählte ihm Alles, was ich gesehen und gehört hatte. Meine Erzählung setzte ihn nicht in Erstaunen. Sie war für ihn nur ein Beweis mehr für seine Ansicht von der Ungerechtigkeit und Barbarei der Menschen. Ich aber hatte meinen Plan gefaßt. Ich wußte, daß der Gutsherr am andern Tage zurückkommen mußte und wollte, daß der betrügerische Haushofmeister bestraft werden sollte.

Ich ging auch in der That gleich nach Tagesanbruch auf das Schloß. Als ich in den Hof kam,

sah ich, wie der arme Bauersmann durchgeprügelt wurde, während der gnädige Herr von dem Balkon des Schlosses herab sich an dem Schauspiel weidete, und seine Lieblingshunde mit Zucker und Biscuit fütterte.

„Ich werde Euch rächen, braver Mann,“ sprach ich, als ich an dem Landmann vorüberging. Sogleich flog ich die Treppe hinauf und drang in das Zimmer des gnädigen Herrn, bevor noch die Dienerschaft Zeit hatte, mich anzumelden. Der Haushofmeister war bei ihm mit Geldzählen beschäftigt; ich warf mich zu den Füßen des Gnädigen, aber in meiner Hast hatte ich das Unglück, die Pfote seines Lieblingsthieres zu treffen; es fängt an zu heulen, der Herr schleuderte mir einen wüthenden Blick zu und fragte, wie man mich zu ihm ins Zimmer lassen könne. Ehe man ihm noch antwortete, brachte ich meine Klage vor; ich erzählte in einem Athemzuge alles, was ich von dem Gespräch zwischen dem Haushofmeister und dem vornehmen Jäger wußte. Der alte Herr schien bei der Nachricht, daß man noch einen andern Wilddieb ergriffen habe, etwas überrascht; aber der Intendant, der, während ich sprach, vor Zorn außer sich gerieth, beeilte sich, seinem Gebieter vorzustellen, daß der junge Mann ein Marquis gewesen sei, und er deshalb geglaubt habe, ihn nicht zurückhalten zu dürfen. Ein Marquis! rief der gnädige Herr aus, eine Priße nehmend, ein Marquis! Teufel, in der That... ja... ich begreife... den konnten wir nicht durchprügeln lassen... da muß der Bauer für Zweie

bezahlen. — Das habe ich eben gedacht, gnädiger Herr. — Und Du hast Recht gethan, schicke nur den Jungen wieder fort, der dazu noch so tappig gewesen ist, meinen armen Castor zu treten.“

Der Haushofmeister ließ sich das nicht wiederholen, er nahm mich beim Arm, ich folgte ohne Widerstand, und konnte es nicht begreifen, wie der Gutsherr gegen seinen Spießbuben von Diener nicht in Wuth gerathen war. Unterwegs versetzte mir der Haushofmeister ein Duzend Ohrfeigen und ebensoviel Hundstritte, und das war die einzige Belohnung, die ich für meinen guten Willen erhielt.

Ich kam rasend nach Hause und schmiedete tausend Rachepläne. Mein Vater, der bald einsah, zu welchem Uebermuth meine Menschenfeindlichkeit mich verleiten könnte, bemühte sich, mich zu beruhigen, aber es war vergebens.

Am folgenden Morgen kam ein Bote vom Haushofmeister, und überbrachte meinem Vater die Nachricht, daß er nicht mehr Jagdaufseher sei. Er hatte es erwartet und machte mir deshalb keine Vorwürfe. Wir verließen also unser Häuschen, ohne zu wissen, wo wir uns hinwenden sollten.

Was mich betraf, so hatte das neue Unglück meines Vaters mich in meinen Rachevorsätzen nur befestigt, und ich konnte die Zeit nicht erwarten, sie auszuführen.

In der Nacht, während mein Vater unter einem Baume schlief, schlich ich mich mit einer Blendlaterne und einer Flinte, die er immer bei sich führte, leise

davon, lief nach dem Schlosse, dort sammelte ich mehre Reisbüschel und steckte das Gebäude an allen vier Ecken in Brand; damit aber ja das Feuer nicht wieder erlösche, warf ich noch brennende Reiser nach den anstoßenden Häusern und besonders nach den Ställen.

Ich hatte bald die Freude, mein Rache vollkommen gelingen zu sehen. Das Feuer loderte an mehreren Orten auf und griff schnell in allen Flügeln des Schlosses um sich. Man läutete die Sturmglocke, die Pandleute eilten herbei und viele waren einfältig genug, sich für ihren Herrn, der sich ein Vergnügen daraus machte, sie durchzuprügeln, ins Feuer zu stürzen. Mitten in dem Tumult und der Zerstörung lief ich in die Zimmer des Schlosses, und sah, wie der Haushofmeister sich so eben mit einem kleinen Kasten, den er sorgfältig an sich drückte, davonmachen wollte; ich trat ihm in den Weg und zielte, da sagte ich: das ist für Deine Ohrfeigen und Deine Fußtritte, drückte ab, und er fiel todt zu meinen Füßen nieder. Ich warf die Flinte weg, bemächtigte mich des Kästchens, sprang mit Leichtigkeit zum Fenster hinaus, und entfloß aus dem Schlosse, welches bald nur noch einem Schutthaufen glich.

Ich eilte nach dem Orte zurück, wo ich meinen Vater verlassen hatte. Ich war stolz auf meine Rache und hoch erfreut über den Besitz meines Kästchens, welches ich voll Gold vermuthete. Ich wußte schon, daß man sich für Geld alles verschaffen und allen Gefahren entgehen könne.

Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich meinen Vater nicht mehr fand, den ich noch schlafend unter dem Baume zu finden hoffte. Ich rannte überall umher, schrie aus vollem Halse, aber umsonst; ich erreichte endlich ein anderes Dorf, ohne zu erfahren, was aus ihm geworden sei. Ueber meinen Schatz in Unruhe, vergrub ich ihn am Fuße einer alten Eiche, nachdem ich einige Goldstücke herausgenommen hatte, womit das Kästchen in der That angefüllt war.

Ich kehrte Nachts in einem kleinen Wirthshause ein und dachte ganz richtig, daß man auf ein Kind nicht den Verdacht einer Brandstiftung hegen könne. Wirklich achtete man auch nur wenig auf mich; man unterhielt sich von dem großen Unglück, welches dem Gutsherrn geschehen sei. Jeder sprach seine Vermuthungen aus; aber am Morgen des folgenden Tages kam ein Bauer mit der Nachricht an, daß man den Brandstifter ergriffen habe, es sei der Jagdaufseher des Herrn, dem man den Dienst aufgekündigt habe, und der sich an dem Haushofmeister, dem er seine Ungnade zuschrieb, habe rächen wollen. Er habe das Feuer eingelegt, um desto sicherer seinem Feinde beizukommen, denn man habe den Haushofmeister erschossen gefunden, und das Gewehr, womit er getödtet worden, für das des Jagdaufsehers erkannt.

Bei dieser Erzählung zweifelte ich keinen Augenblick länger, daß mein Vater an meiner Stelle verhaftet worden sei; ich zitterte für ihn und beschloß, mich anzugeben, um sein Leben zu retten; ich verließ

unverzüglich das Wirthshaus und lief nach dem Dorfe, wohin man ihn gebracht haben mußte. Ich hielt mich unterwegs keine Sekunde auf, denn ich fühlte wohl, daß die Zeit kostbar sei, ich kam auf dem großen Platze vor dem Dorfe an, und sah hier meinen Vater am Galgen hängen.

Ich überließ mich nicht dem Schmerz, denn das war nicht das Gefühl, welches ich empfand, sondern der Wuth der Raserei. Ich hätte das ganze Dorf in Brand stecken, und alle Bewohner desselben zugleich mit verbrennen mögen.

Nachts nahm ich den Leichnam meines Vaters vom Galgen herunter; ich hatte die Kraft, ihn nach dem Walde zu schleppen und dort begrub ich ihn; ich schwor über seiner entseelten Hülle, seinen Tod und sein Unglück an allen Menschen zu rächen und niemals einen Funken von Neigung für Diejenigen zu haben, die ihn so ungerecht an den Bettelstab gebracht und gemordet hatten.

Ich grub meinen werthvollen Kasten wieder aus und entfernte mich aus der Gegend. Dank meinem Schatze, konnte ich alle meine Wünsche befriedigen, mir jedes Vergnügen verschaffen. So lebte ich fünf Jahre, indem ich mich jeder Leidenschaft hingab, welche sich bei mir schon frühzeitig entwickelt hatten; ich liebte den Wein, das Spiel, die Weiber, und so lange ich Geld hatte, versagte ich mir nichts. Aber bei solchem Leben konnte mein Schatz nicht lange währen. Im neunzehnten Jahre war mein Reichthum erschöpft; aber weit entfernt, mir darüber Kummer zu machen,

freute ich mich vielmehr, daß nun der Augenblick gekommen sei, den auf dem Grabe meines Vaters geleisteten Eid in Erfüllung zu bringen.

Die Menschen zu betrügen war jetzt mein einziger Gedanke, und das fiel mir nicht schwer; in der großen Welt, in welche ich mit Hülfe meines Schatzes Zutritt erhalten hatte, war ich zu feinen Manieren und äußerer Abgeschliffenheit gelangt. Außerdem war es mir ein Leichtes, meine Züge und meine Stimme zu verstellen, wenn ich es für nöthig erachtete; nehmet dazu noch Geist, Berwegenheit, Festigkeit und Beredsamkeit, und ihr werdet begreifen, daß ich glänzende Erfolge erntete.

Unter dem Namen Brévillle lernte ich in Brüssel einen gewissen Jakob Murville kennen, der das väterliche Haus verlassen hatte. Das war Dein Bruder, mein armer Eduard, und es gelang mir, ihn um sein ganzes Vermögen zu bringen. In Paris nahm ich einen andern Namen an, und befand mich auf Deiner Hochzeit; der Name Murville fiel mir auf, ich erkundigte mich genauer, erfuhr, daß Du einen Bruder hattest, und fand es heiter, mir das Besizthum des Ältesten zuzueignen, nachdem ich den Jüngern um seine Habe gebracht hatte. Aber ein anderer Gedanke erfüllte meine Seele, als ich Deine Frau sah. Adelinens Schönheit und Anmuth bezauberten mich, ich verliebte mich wahnsinnig in sie, und schwor, Alles aufzubieten, sie zu besizzen.

Vor allen Dingen mußte ich bei Dir eingeführt sein, dies erreichte ich, dann suchte ich euch zu ent-

zweien und zog Dich nach und nach ins Verderben, da dies der Hauptzweck meines Bestrebens war. Ich entdeckte Deine Neigung zum Spiele, und es war mir ein Leichtes, Dich zu allen nur möglichen Thorheiten zu verleiten. Ich wollte mich indessen auf Deine Kosten bereichern, aber das fatale Spiel zeigte sich mir nie günstig. Ich trieb Dich zu Verbrechen an, weil mir Deine Frau ihre Verachtung gezeigt hatte, und ich mich dafür an Dir rächen wollte. Du warst nur noch eine Maschine, die ich nach Gefallen in Bewegung setzen konnte.

Nachdem ich alle Mittel angewendet hatte, um Adelinens Widerstand zu besiegen, nahm ich meine Zuflucht zur List, und es gelang mir, mich Nachts in ihr Schlafzimmer und ihr Bett einzuschleichen; ... Du schauerst! ... o! mein armer Eduard, Deine Frau war hintergangen worden! ... sie war ein Muster von Tugend! ... als sie ihren Irrthum gewahrte, bewies sie mir noch einen wüthenderen Haß, aber ich hatte doch wenigstens die Gewißheit, ihr Glück auf immer gestört zu haben.

Jetzt hast Du mich kennen gelernt; nimm Dir die Lehre daraus, künftig die Menschen richtiger zu beurtheilen. Was mich betrifft, der ich überall nur Falschheit, Betrug, Undank, Ungerechtigkeit, Eigennuß, Ehrgeiz und Neid kennen gelernt ... und meinen Leidenschaften jedes Vorurtheil geopfert habe, so werde ich auch unverzagt Räuberhauptmann bleiben, wenn ich bei dieser Lebensweise nur all meine Neigungen zu befriedigen im Stande bin. Aber welches

auch meine Lage und mein Erwerb sein wolle, werde ich meinem Vater den Racheschwur ewig halten, ich werde die Menschen hassen und würde euch selber zu Grunde richten, wenn ihr nicht, nach den gewöhnlichen Begriffen, gleich mir, zur Geißel der Menschheit geboren wäret."

So endigte Dufresne seine Geschichte, und die Räuber schienen stolz darauf zu sein, einen so ausgemachten Bösewicht zu ihrem Anführer zu haben. Eduard, wie niedergeschmettert von Allem, was er gehört hatte, schauderte bei der Erinnerung alles dessen, was er auf den Rath eines Ungeheuers verübt hatte, der seinen Untergang geschworen und nun mit der größten Ruhe seine Ehrlosigkeit an den Tag gelegt hatte. Es war aber zu spät, um zurückzublicken, besonders mit einem so schwachen, unentschiedenen Charakter, wie ihn Eduard besaß. Er fühlte Haß gegen Dufresne, und hatte doch den Muth nicht, ihn zu verlassen: das Laster würdigt den Menschen herab und verwildert ihn; obwohl er die ganze Abscheulichkeit seiner Lage ermessen konnte, fehlte es ihm doch an Kraft, sich ihr zu entziehen.

Die Morgenröthe fängt an, die Gipfel der Berge zu färben und durch die Lichtungen des Waldes hereinzubrechen. Die Räuber löschten ihr Feuer aus und steckten die übrigen Mundvorräthe in ihren Quersack.

„Kameraden! ruft Dufresne aus, wir müssen diese Gegend verlassen, die uns nichts Ergiebiges darbietet. Setzen wir uns also in Marsch, und in der ersten bedeutenden Stadt, die wir antreffen, muß

uns der Kühnste von uns Kleider anschaffen, damit wir wieder das Aussehen rechtlicher Leute haben; denn, glaubt mir, mit unserem Handwerk ist es, wie mit allen übrigen; — um Glück zu machen, muß man den Leuten Sand in die Augen streuen, mit unseren Jacken und zerrissenen Hosen können wir diese Wälder nie verlassen, und würden ewig erbärmliche Landstreicher bleiben.“

Die Worte Dufresne's waren ein Orakel für seine ganze Umgebung. Man schickte sich also an, seinem Rathe zu folgen, und machte sich auf den Weg, vorsichtig bei Tag die belebteren Straßen meidend. Dufresne führt seine kleine Bande an. Lampin schritt singend und trinkend vorwärts, die beiden andern Banditen träumten von neuen Plünderungen, und Eduard wußte noch immer nicht, sollte er seinen Begleitern entfliehen oder der Ihrige werden.

### Siebentes Kapitel.

Das Landhaus in den Bogesen.

Eine lange mit Wald bewachsene Gebirgskette trennt das Elsaß und die Franche-Comté von Lothringen und dehnt sich bis zu den Ardennen aus. In diesen Gebirgen, die Bogesen genannt, liegt das Gut des Herrn Gerval, und hieher führte er die Unglückliche, deren Pflege er sich angenommen hatte.

Herrn Gervals Haus war einfach aber bequem;

ein freundlicher, mit einem Gatter umschlossener Hof führte zum Erdgeschoße, welches nach außen nur zwei Fenster hatte, die jedoch mit eisernen Gittern und außerdem noch mit starken Fensterladen versehen waren, eine Vorsicht, die bei einer einsam im Walde liegenden Wohnung höchst nöthig ist. Das erste Stockwerk ging zum Theil nach dem Hofe, zum Theil nach einem großen, von einer hohen Mauer umgebenen, hart an das Haus stoßenden Garten hinaus. Dieser an einem Abhang gelegene Landsitz war nicht ferne von einem kleinen Wege, der nach Montigny führt, und seine malerische Lage, die Abgeschlossenheit von allen übrigen Wohnungen, und die in der ganzen Umgegend herrschende Ruhe schienen vollkommen geeignet, diesen Aufenthalt zu einem Zufluchtsort der Ruhe und des Friedens zu machen.

Die Dienerschaft des Herrn Gerval bestand aus Dupré, den wir schon kennen, aus der Köchin und Haushälterin Katharine, einer alten, etwas schwatzhaften, neugierigen, aber dabei doch treuen, dienstfertigen und ihrem Herrn sehr ergebenen Person, und aus einem jungen Landmann, Namens Lukas, welcher die Stelle eines Gärtners, Aufwärters und Botens zugleich versah.

Mehre Meilen in der Gegend umher war der Name Gerval geehrt, und besonders bei den Armen und Unglücklichen in theurem Andenken, da ihnen der würdige Mann fortwährend hülfreich zur Seite ging. Und wenn er auch nicht immer hier in seinem Landhause wohnte, da ihn seine Geschäfte oft längere Zeit

davon entfernt hielten, so hörten doch Dupré und Katharine, das gute Herz ihres Herrn wohl kennend, nie auf, in seinem Namen Milde und Wohlthätigkeit zu üben, damit die Nothleidenden die Abwesenheit ihres Beschützers so wenig als möglich empfinden sollten.

Die Landleute, welche erfahren hatten, daß Herr Gerval nach Paris gereist sei, hatten schon befürchtet, er werde gar nicht mehr zurückkommen, und selbst Katharine hatte diese Furcht getheilt, denn sie wußte, daß ihr Herr den Wunsch hegte, alte Freunde, mit denen er sich lange nicht hatte beschäftigen können, und denen er sehr gewogen war, aufzusuchen und vielleicht gar seine alten Tage bei ihnen zuzubringen. Allein ein Brief des Herrn Gerval bereitete den Bewohnern der Vogesen die ungetheilteste Freude. Sie sollten ihren Freund, ihre Stütze, ihren Vater wiedersehen, er will zu ihnen zurückkommen, um sie nie mehr zu verlassen. Diese Nachricht verbreitet sich bald in der ganzen Umgegend; man überläuft Katharine, um mehr zu erfahren, und diese liest mit Freuden einem Jeden, der es wünscht, das erhaltene Schreiben vor, und kündigt den Tag seiner Ankunft an.

Endlich ist der ersehnte Tag da, und alles im Hause umgekehrt, um die Rückkehr des guten Herrn zu feiern. Lukas raubt dem Garten all seine Blumen, um den Speisesaal damit zu schmücken; Katharine übertrifft sich selbst bei der Zubereitung der Mahlzeit, alle Landleute aus der Gegend und die von Gerval unterstützten Unglücklichen finden sich im

Hause ein. „Noch ist er nicht da, sagt die alte Dienerin, aber lange kann er nicht mehr ausbleiben.“

Man geht ihm entgegen, man ersteigt die Anhöhen, um seinen Wagen desto eher zu entdecken. Endlich erblickt man ihn, man drängt sich heran; der Namen des Greisen geht von Mund zu Munde, und die Segnungen der Armen feiern die Rückkehr des wohlthätigen Reichen.

Gerval vergießt beim Anblick der guten Leute, die ihn wie ihren Vater lieben, Thränen der Rührung. „Ach! lieber Freund, sagt er zu Dupré, wie süß ist es, wohlzuthun!“

Der Wagen fährt in den Hof ein und die Landleute erheben ein Freudengeschrei.

„Still! . . . still! meine Freunde, sagt der alte Herr aus dem Wagen steigend; mäßiget die Ausbrüche eurer Freude; sie schmeicheln mir, aber sie thun einer Unglücklichen wehe, für die der geringste Lärm von ernstern Folgen ist.“

Mit diesen Worten hilft Herr Gerval Adelinem aus dem Wagen, während Dupré die kleine Ermance auf den Arm nimmt.

Adeline blickt unruhig um sich her, Lärm verursacht ihr stets Schrecken, und der Anblick versammelter Menschen vermehrt jederzeit ihren Wahnsinn. Sie zittert und will fliehen. Gerval ist genöthigt, die Umstehenden durch ein Zeichen zu bewegen, sich etwas zurückzuziehen, um alsdann die Unglückliche ins Haus zu führen.

Man betrachtet Adeline mit Interesse, und als

man ihren Zustand gewahrt, verwandelt sich die Freude in Traurigkeit. „Arme Frau, wiederholt man von allen Seiten, was mag sie um ihren Verstand gebracht haben? ... und das kleine Mädchen ... wie hübsch wird es einst werden! ... O, es sind abermals Unglückliche, deren sich Herr Gerval annimmt!“

„Meine Kinder, sagt Katharine, sobald ich die Geschichte der jungen Fremden weiß, erzähle ich sie euch, ich verspreche es und ich werde sie bald erfahren, denn mein Herr verheimlicht mir nichts.“

Unglücklicherweise aber wußte ihr Herr nicht mehr davon als sie. Um indessen die Neugierde seiner alten Köchin zu befriedigen, erzählte er ihr, wie er Adelinens Bekanntschaft gemacht, und in welchem beklagenswerthem Zustand er sie dann später gefunden habe; die Dienerin ist über die Mittheilung ihres Herrn außer sich vor Erstaunen, versichert ihn aber, daß sie nach und nach schon dahin gelangen werde, das ganze Unglück der armen Frau herauszubringen, und da sie sich schon zu ihr und ihrem Kinde liebevoll hingezogen fühlte, so beeilte sie sich, eines der schönsten Zimmer des Hauses für sie einzurichten.

In einem Zimmer des untern Stockes gegen den Wald hinaus soll Adeline wohnen: die Fenster sind mit starken Eisenstäben vergittert und man hat somit nicht zu befürchten, daß sie vielleicht in einem heftigen Anfalle des Wahnsinnes entfliehen möchte. Man läßt ihr Kind bei ihr, denn sie scheint es immer zu kennen, und drückt es oft mit Zärtlichkeit an ihr

Herz. — Das scheinen ihre einzigen glücklichen Momente zu sein, sagt Herr Gerval, hüten wir uns, sie darin zu stören, und dem Kinde die Liebkosungen seiner Mutter zu entziehen.“

Katharine übernimmt es mit Vergnügen, die Kranke und ihr Kind zu pflegen, auch will sie, wenn es die Witterung erlaubt, die junge Frau in der Umgegend herumführen, und Lukas soll auf Befehl seines Herrn alle Morgen Adelinens Zimmer mit frischen Blumen schmücken, da Herr Gerval die Hoffnung hegt, durch dergleichen Aufmerksamkeiten der Unglücklichen die Ruhe des Gemüths wieder zu verschaffen.

Man hat den Namen der kleinen Ermance erfahren, weil ihre Mutter sie mehrmals so genannt hat, aber man kennt den ihrigen noch nicht, und Herr Gerval hat deshalb beschlossen, sie Constanze zu nennen; dieser zarte Namen erhält besonders Katharinens Beifall, denn sie behauptet, daß die Liebe Schuld an dem Unglück der Unbekannten gewesen sei. Adeline wird also von nun an von den Hausbewohnern Constanze genannt, und nur Lukas und einige Landleute aus der Umgegend nennen sie manchmal die Berrückte.

Die Ruhe im Hause, das stille, geräuschlose Leben in demselben, die rührende Sorgfalt, welche ein Jedes für Adelinen bezeugt, scheinen einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Seele auszuüben; sie spielt mit ihrem Kinde; küßt es und lächelt ihren Wohlthäter und die übrigen Hausgenossen an; jedoch kommen immer nur wenige, unzusammenhängende Worte über ihre Lippen,

und sehr leicht verfällt sie wieder in eine tiefe Schwermuth, woraus sie nicht leicht wieder zu erwecken ist.

Einen Theil des Tages bringt sie in dem großen schön angelegten Garten zu; manchmal pflückt sie Blumen, und scheint dann einen Anflug von Heiterkeit zu empfinden; aber bald schwindet wieder das Lächeln von ihren bleichen Gesichtszügen; sie setzt sich auf eine Rasenbank und verweilt so stundenlang regungslös wie eine Bildsäule.

„Was ist das doch für ein Unglück!“ sagt dann der gute Gerval oft, sie betrachtend, und mit der kleinen Ermance, die sich schon sehr an ihn gewöhnt hat, spielend. „Ich glaube, wir haben keine Hoffnung, sie jemals zu heilen.“

„Und warum denn nicht, entgegnete Katharine, wir wollen noch nicht verzweifeln... nur Geduld... es tritt vielleicht eine wohlthätige Krisis ein!... Ach! wenn uns nur der Grund ihres Uebels bekannt wäre... — Ei, das ist es gerade! Das sagte auch der Arzt in Paris, aber eben hinter den Grund ihrer Krankheit werden wir niemals kommen. — Bah!... das kann man nicht wissen... sie spricht manchmal... Da! sehen Sie nur, sie scheint zu lächeln... sie blickt ihr spielendes Kind an... sie ist heute weit besser als gewöhnlich... ich werde sie einmal ausfragen. — Nimm Dich in Acht, Katharine, Du wirst ihr wehe thun... — Seien Sie ganz beruhigt, Herr Gerval!“

Katharine nähert sich der Laube, in welcher Adeline sitzt, und Herr Gerval, sowie auch Dupré und

Lukas stehen nicht weit davon, um die Antworten der Unbekannten zu vernehmen.

„Liebe Madame, fängt Katharine mit dem sanftesten Tone an, warum grämen Sie sich denn immer so? Sie sind nur von Leuten umgeben, die Sie lieben, erzählen Sie uns Ihr Unglück, dann wollen wir Sie trösten... — Mich trösten? entgegnet Adeline, Katharine mit Bewunderung anblickend. O! ich bin ja glücklich, sehr glücklich!... ich bedarf keines Trostes... Eduard betet mich an... er hat es mir geschworen, wir sind vereinigt... er wird mein Glück machen, denn er ist nicht böse!... — Aber warum hat er sie denn verlassen? — Verlassen?... nein!... er hat mich nicht verlassen... er ist ja bei mir in dem Hause, worin er erzogen wurde... meine Mutter... meine Tochter und sein Bruder sind bei uns... o! ich dulde nicht, daß er nach Paris geht... er könnte da Jemanden begegnen... nein! nein! lassen Sie ihn nicht fort.“

„Sieh Dich vor, Katharine, fällt Herr Gerval ein, ihre Augen werden belebter... ihr Wahnsinn nimmt zu... quäle sie nicht länger.“

Katharine wagt es nicht, dem Wunsche ihres Gebieters zuwider zu handeln, und doch brennt sie vor Begierde, mehr zu erfahren. Adeline scheint in der That schon aufgeregter; sie steht auf, rennt umher und macht Miene zu entfliehen. Die alte Magd bemüht sich, sie zurückzuhalten. — Laßt mich, ruft Adeline, sich ihren Armen entwindend, laßt mich fort... da ist er... er verfolgt mich... da! seht ihr ihn wohl...

er vertritt mir überall den Weg... er hat mein Verderben geschworen... er wagt es, mir von Liebe zu sprechen!... ach! ich bitte... laßt ihn nicht zu mir..."

Sie entfernt sich, durchläuft hastig alle Wege des Gartens und hält nicht eher an, als bis sie, von ihren Schreckbildern erschöpft, besinnungslos niederfällt.

Man bringt sie sogleich auf ihr Zimmer und wendet alle mögliche Sorgfalt, bis es endlich gelingt, sie wieder ins Leben zurückzurufen. Herr Gerval verbietet es ausdrücklich, sie ferner zu befragen, um ähnlichen Folgen für die Zukunft vorzubeugen. — „Ganz gut, mein Herr, sagte Katharine, indessen wissen wir doch nun, daß sie verheirathet ist, daß ihr Mann einen Bruder hat, und daß sie die Liebe irgend eines schlechten Menschen fürchtet!... O, ich errathe Alles sehr leicht! ich wette, daß jener Taugenichts ihren Mann nach Paris gelockt, und er dort Frau und Kind vergessen hat!... Beim Kukuk! das ist nicht zu bezweifeln... wie schade, daß ich nicht weiter in sie dringen darf, bald würden wir Alles wissen!“

Da übrigens das gute Mädchen die Krankheit der Unbekannten nicht verschlimmern will, so wagt sie keine weitere Frage mehr. Oft geht sie mit Adelinen im nahen Wäldchen spazieren; Ermance wird dann von Katharinen oder ihrer Mutter geführt; die alte Dienerin wacht über jede ihrer Bewegungen, sie fängt jedes ihrer Worte auf und gründet darauf ihre Vermuthungen; aber nach Verlauf von drei Monaten weiß sie doch nicht mehr als am zweiten Tage.

Eines Tages jedoch trübte ein unvorhergesehenes

Ereigniß das einförmige Leben Adelinens. Sie ging nämlich mit ihrem Kinde auf einem vom Hause nur wenig entfernten Hügel spazieren. Katharine folgte ihr in der Nähe, bewunderte die zarte Gestalt, die Anmuth, die edle Haltung der Unglücklichen und sagt leise zu sich: „Diese Frau ist in keiner Hütte geboren; ihre Manieren, ihre Sprache verrathen die große Welt! und doch soll man nicht erfahren können, wer sie ist . . . es ist zum Verzweifeln.“

Ein junger Schäfer war auf einen Baum geklettert, um ein Nest auszunehmen; sein Fuß gleitet aus, der Zweig, den er ergreift, bricht zu gleicher Zeit ab, er fällt auf den Boden, verwundet sich am Kopfe und stößt einen schmerzhaften Schrei aus. Adeline befand sich so eben ganz in der Nähe, hört das Geschrei, und steht krampfhaft zitternd plötzlich still; Schrecken malt sich auf ihrem Gesicht und ihre zur Erde gesenkten Augen scheinen einen ihr fürchterlichen Gegenstand vermeiden zu wollen; plötzlich erfaßt sie ihr Kind, und läuft damit eilig fort in den Wald! Vergebens ruft ihr Katharine und eilt ihr nach; Adelinens Kräfte verdoppeln sich und das Rufen Katharinens vermehrt nur ihre wahnsinnige Angst; sie erklettert die steilsten Fußpfade, ohne Athem zu schöpfen, sie berührt kaum den Boden, sie dringt immer weiter in die Berge, und die alte Dienerin verliert sie bald aus den Augen.

Trostlos kehrt Katharine zu ihrem Herrn zurück und macht ihn mit dem Geschehenen bekannt. Aber Herr Gerval weiß, daß ihm alle Landleute aus der Umgegend

ergeben sind; er sendet Duprè und Lukas aus, die Nachbarn zur Nachforschung aufzufordern, und Alles beeifert sich, seinen Wünschen Folge zu leisten. Der Erfolg krönt ihr Bemühen; man findet endlich Adeline und ihr Kind unter einem Baume liegend; ein heftiges Fieber war der Erschöpfung gefolgt, und die Flüchtige außer Stand gewesen, weiter zu gehen.

Man legt sie auf eine in der Eile von Baumzweigen bereitete Trage und bringt sie und ihr Töchterchen ihrem Wohlthäter wieder zurück. Der alte Herr entläßt die Landleute, nachdem er sie für ihren Eifer belohnt hat, und man beschäftigt sich jetzt nur damit, die arme Kranke wieder zu beruhigen, welcher das Klaggeschrei des Schäfers einen so heftigen Anfall des Wahnsinns verursacht hatte, als er ihr während ihres Aufenthaltes in den Vogesen noch nicht begegnet war.

Den heftigsten, immer wiederkehrenden Schreckbildern hingegeben, spricht Adeline jetzt weit mehr als früher, und Katharine weicht nicht mehr von ihrer Seite; aber diese schaudert bei den Worten, welche jetzt über die Lippen der Unbekannten kommen. — „Reißt ihn vom Schaffot, wiederholt sie alle Augenblicke, indem sie die Hände vors Gesicht hält; habt Erbarmen . . . überliefert ihn nicht den Henkern . . . sie wollen ihn umbringen . . . ich höre seine Stimme! . . . doch nein! . . . das Klaggeschrei kam nicht von ihm . . . das ist ein anderes Opfer . . . Ach! ich irre mich nicht . . . ich erkenne seine Stimme . . . sie dringt ja immer bis zu meinem Herzen.“

Katharine vergießt Thränen, Herr Gerval vermuthet ein abscheuliches Geheimniß, und die alte Magd kann nicht aufhören, zu wiederholen: „Ein Schaffot! ... Henker! ... ach! Herr Gerval, wie schrecklich! ... — Dem sei, wie ihm wolle, sagt dieser, mögen ihr Mann oder ihre Anverwandte Verbrecher gewesen sein, ich werde sie dennoch bei mir behalten. Sie ist nicht strafwürdig, ich bin dessen gewiß, sie ist nur unglücklich ... — Ja, Herr Gerval, aber die Bösewichte, die sie in diesen Zustand versetzt haben, verdienen gezüchtigt zu werden! ... — Allerdings, gute Katharine, aber kennen wir sie? wir wollen es der Vorsehung überlassen, diese Unglückliche zu rächen! und uns auf ihre Gerechtigkeit verlassen! ... denn der Gedanke wäre zu schrecklich, daß die Bösen in Frieden die Früchte ihrer Missethaten genießen sollten, während ihre Opfer ihr Dasein in Thränen und Verzweiflung aufreiben.“

Herr Gerval versammelt seine Dienerschaft und empfiehlt ihr nochmals, die Aufmerksamkeit auf die unglückliche Mutter zu verdoppeln, um ferneren Unfällen vorzubeugen. — „Kein Geräusch! ... kein Geschrei in der Nähe ihres Zimmers. Wollt ihr zusammen schwätzen und scherzen, was ich euch keineswegs verbieten will, so sei es jederzeit fern von Constanze, damit sie euch nicht höre; und vor allen Dingen keine Fragen mehr, Katharine, denn die haben noch nie zum Guten geführt.“

„D nie mehr, entgegnet die gute Alte, ich mag jetzt nichts weiter wissen! ... was ich gehört habe,

ist traurig genug, und ich wäre untröstlich, sollte ich der Armen noch mehr Herzeleid verursachen!“

Dank dieser Vorsicht, fängt Adeline wieder an ruhiger zu werden, und Alles nimmt seinen gewohnten Gang wieder an. Einige Zeit verstreicht, bevor man die Kranke wieder aus dem Hause läßt, und auch jetzt geht sie nur in der Begleitung von Lukas und Katharinen in der Umgegend spazieren, und wenn sie von den Bauersleuten von ferne gesehen wird, so gehen sie nach dem Wunsche des Herrn Gervals sogleich bei Seite, um sie in keiner Art aufzuregen. Wenn sie unbemerkt an einem Orte erscheint, wo sich die jungen Landleute der Heiterkeit überlassen, so hört Spiel und Tanz sogleich auf: „Da ist die Berrückte, flüstert man sich zu, laßt uns einen Augenblick stille sein, damit wir ihr Uebel nicht schlimmer machen.“

Die Zeit vergeht, ohne in Adelinens Zustand eine Aenderung herbeizuführen, aber die kleine Ermance wächst heran, und ihre Züge fangen schon an, sich zu entwickeln.

Bereits gleicht ihr Lächeln dem ihrer Mutter, deren Seele so viel Gefühl zu verrathen scheint. Ein Jahr ist schon verflossen, seitdem Herr Gerval Mutter und Kind bei sich aufgenommen hat. Die liebliche Ermance liebt den alten Herrn, wie sie ihren Vater geliebt haben würde. Ihre niedlichen Händchen spielen mit den weißen Haaren des Greises und dieser fühlt mit jedem Tage eine größere Zuneigung für das lebenswürdige Kind.

„Du hast keine Eltern mehr, sagt er, es Abends

auf den Schooß nehmend. Deine Mutter, arme Kleine, ist todt für Dich! ... Dein Vater ist es ohne Zweifel auch, oder hat er Dich verlassen, und verdient Deine Liebe nicht. So will denn ich für Dich sorgen. Du sollst dereinst reich sein, möchtest Du auch glücklich werden und manchmal an den Greis denken, der Dich an Kindesstatt aufgenommen hat, und der es nicht mehr erleben wird, wie Du Dich seiner Gaben erfreuest!“

Der Winter raubt den Bäumen ihr Laub und dem Erdboden seinen grünen Schmuck. Schon sind die Waldungen öde und die Vögel ziehen fort, um unter einem andern Himmelsstrich Schatten und Laubwerk aufzusuchen. Der Schnee fällt in dichten Flocken und macht die ohnehin schlimmen Wege in den Vogesen für Fußgänger gefahrvoll, für Wagen aber unfahrbar. Die Abende werden lang, das Sausen des Windes macht sie traurig und düsterer. Der einsame Wanderer eilt, sein Ziel zu erreichen, aus Furcht, von der Nacht überfallen zu werden; er läuft, um sich zu erwärmen, bläst sich in die Hände, und die Spur, die er im Schnee zurückläßt, dient verirrtten Reisenden nicht selten zum Wegweiser.

Langeweile kehrt indessen nicht in Gervals Behausung ein, denn Jedes weiß seine Zeit nützlich anzuwenden. Der alte Gerval liest, führt seine Bücher und schreibt an seine Pächter; denn er besitzt noch mehre Güter in verschiedenen Gegenden Frankreichs. Dupré beschäftigt sich mit den kleinern Berechnungen, und sorgt für die Bedürfnisse im Hause, Katharine

steht der Haushaltung und der Küche vor, und Lukas nimmt sich des Gartens an, und trifft Vorrichtungen, die Pflanzen und Blumen gegen die rauhe Jahreszeit zu schützen. Adeline verläßt nur Morgens ihr Zimmer, um etwa im Garten herumzugehen; selten sieht man sie in den andern Theilen des Hauses. Sobald es dunkel wird, zieht sie sich in ihr Zimmer zurück, nimmt auch bisweilen ihre Tochter dann mit; und wenn sie ausnahmsweise Abends bei den Uebrigen bleibt, so setzt sie sich neben Katharine, die dem Kinde Geschichten erzählt, während Herr Gerval eine Partie Piquet oder Dame mit Düpré macht, und Lukas in einem alten Buche eine Geister- oder Räubergeschichte studirt.

Wenn von einem heftigen Windstoß die Fenster-scheiben erzittern, oder die Zweige der dicht vor dem Hause stehenden Bäume an die Fenster schlagen, dann läßt Lukas, der eben nicht der Tapferste ist, und es dabei doch liebt, seine Furcht durch schreckhafte Geschichten zu steigern, sein Buch fallen, und schaut ängstlich umher; der eintönige Lärm der Wetterfahne auf dem Dache, der gleichmäßig wiederkehrende Ton eines eisernen Hafens, der vom Winde bewegt an die Mauer schlägt, alles setzt den Gärtner in Furcht; manchmal unterbricht Adeline die Stille und ruft plötzlich: „O, da ist er! ... ich höre ihn!“ und dann fährt Lukas vom Stuhle auf und glaubt einen Geist erscheinen zu sehen. Katharine verhöhnt ihn dann, Herr Gerval schilt ihn ob seiner Feigheit, und der Gärtner fährt, um neuen Muth zu fassen, in seiner Geistergeschichte fort.

## Achstes Kapitel.

Das Wahre erscheint manchmal unwahrscheinlich.

Der Schnee fiel in ungewöhnlich großen Massen; der Sturm wüthet, bricht Aeste von den Bäumen, streut sie weit umher und macht die Straßen noch unwegsamer. Es schlägt acht Uhr, und schon lange ist es finstere Nacht.

Adeline, welche das Toben des Windes noch trauriger macht, hat den ganzen Tag ihr Zimmer nicht verlassen. Katharine kommt und legt die kleine Ermance neben dem Bette ihrer Mutter zur Ruhe; diese aber sitzt noch auf einem Stuhle und will, ungeachtet der Bitten der Alten, sich noch nicht niederlegen. Der Herr des Hauses macht seine gewöhnliche Partie mit Dupré, und Lukas hat eben sein dickes Buch zur Hand genommen, als die Glocke am Gitterthor sich hören läßt.

„Man klingelt, sagt Herr Gerval; bei diesem Wetter so spät noch Besuche? ... — Das ist sehr sonderbar, bemerkt Lukas. — Soll geöffnet werden, Herr Gerval? fragt Dupré. — Ei! Wir müssen doch wissen, wer da ist, vielleicht verirrte Reisende oder Unglückliche, die mir die Nachbarn zuschicken, wie das oft geschieht ... ich höre Katharine, die wird uns sagen, wer da ist.“

Katharine war nach dem Gitterthor gegangen, und kam zurück, um sich nach dem Willen des Herrn zu erkundigen. „Herr Gerval, sagt sie es sind dem Anscheine nach drei reisende Handelsleute, denn sie

haben Ballen auf dem Rücken. Sie bitten um Obdach für diese Nacht; sie können nicht weiter, weil der Schnee zwei Fuß hoch auf dem Wege liegt; einer davon ist ein alter Mann, der vom Froste sehr zu leiden scheint. Wollen wir sie aufnehmen? — Allerdings, und das nach besten Kräften. — Aber Herr Gerval, fällt Dupré ein, drei Männer in der Nacht... ist das vielleicht nicht unvorsichtig? — Ei, warum denn, Dupré? es sind Handelsleute, einer davon ist schon alt! was haben wir da zu fürchten? ... es ist so natürlich, daß man bei diesem Wetter Schutz sucht; soll ich ehrliche Leute in den Bergen umkommen lassen, aus Furcht, Bagabunden zu beherbergen? ... ach mein Freund, wollte man denen erst immer ins Herz sehen, die Hülfe von uns verlangten, so würde man nur selten Gutes stiften! geh schnell, Katharine, öffne, öffne, lasse die Fremden nicht länger vor der Thüre ... Du Dupré mach ein tüchtiges Feuer, damit sich die Leute trocknen können, und Du, Lukas, richte die kleine Stube her, die für Reisende bestimmt ist.

Katharina geht und macht den Fremden, die sie mit Danksagungen überhäufen, das Gitterthor auf. Die beiden Jüngern führen den Alten, und nur mit vieler Mühe bringen sie ihn in das Zimmer des ersten Stockwerks, wo sie der Herr vom Hause erwartet.

„Seien Sie mir willkommen, meine Herren, redet sie der gute Gerval an, indem er sie auffordert, näher zum Feuer zu treten. Lassen Sie nur gleich den alten Mann sich niedersetzen, er scheint sehr ermüdet. — O! ja! mein Herr, erwidert dieser mit zitternder

Stimme. Die Kälte hat mich so angegriffen, daß ich ohne den Beistand meiner Kinder unterwegs liegen geblieben wäre! — Nun! Ihr sollt schon wieder zu Kräften kommen, guter Freund, und ihr, lieben Leute, legt nur eure Ballen ab, man soll sie in das für Euch bestimmte Zimmer thun.“

Die Handelsleute legen mehre Ballen und Päckchen in einer Ecke des Zimmers ab, die Leinwand, Tücher, Musselin und dergleichen zu enthalten scheinen; Dupré, der etwas mißtrauisch ist, nähert sich den Ballen, aber sogleich beeilt sich einer der jungen Männer, der es gewahrt hat, mehre Päckchen zu öffnen, und dem Diener seine Waaren zu zeigen. „Wenn Euch etwas gefällt, so wählt nur aus, sagt er, wir werden schon miteinander fertig werden. — Danke, danke, entgegnet Dupré, als er bemerkt, daß Herrn Gerval sein Mißtrauen mißfällt, morgen können wir Alles weit besser besehen.“

Die Fremden setzen sich jetzt zum Kamine; Katharine bringt eine Flasche Wein und Gläser, und Lukas nimmt die Waarenballen und trägt sie in die obere Stube.

„Hier, meine Herren, bis zum Nachtessen wird Ihnen das schon bekommen, sagt Herr Gerval den Fremden einschenkend. Trinkt, meine Herren, der Wein ist gut. — Mit Vergnügen, erwidert derjenige der jüngern Reisenden, der schon mit Dupré gesprochen hat; der Wein ist eine herrliche Sache! Da, lieber Vater, da, Johann, auf Ihre Gesundheit, mein Herr!“

„Das sind gute Kinder, wie es scheint, sagt Herr

Gerval zu dem Alten. — O ja, mein Herr, sie sind die Stützen meines Alters . . . der da, ist Gervais, der Älteste . . . ein munterer Bursche, immer zum Lachen aufgelegt; und dieser hier, Johann, mein Jüngster; dieser ist nicht so heiter, wie sein Bruder; spricht wenig, ist sonst aber ein guter Junge, sehr fleißig und ökonomisch . . . ich liebe sie beide recht sehr! . . . denn sie sind rechtschaffen, unfähig, Jemand Unrecht zu thun, und bei solchen Eigenschaften läßt sich etwas erwarten.“

„Ich mache Euch mein Compliment, solche Söhne zu haben, aber warum reißt Ihr in Eurem Alter noch mit ihnen umher? — Ach, mein Herr, wir gehen jetzt nach Metz, um uns dort niederzulassen, meine Söhne werden dort die Töchter eines unserer Handelsfreunde heirathen, und ich denke dann bei ihnen zu wohnen. — So, so! aber hat Euch der Zufall zu mir geführt, oder haben Euch vielleicht die Landleute mein Haus als eine Zufluchtsstätte für die Nacht bezeichnet. — Mein Herr, antwortete Gervais, wir sind hier in der Gegend nicht bekannt, und machten uns heut erst spät auf den Weg; da überfiel uns die Dunkelheit; wir sahen uns genöthigt, irgendwo Schutz zu suchen, besonders da der Vater zu alt ist, um dem Unwetter Troß zu bieten. Ohne ihn hätten wir es nicht gewagt, einem Privatmann beschwerlich zu fallen, und mein Bruder und ich hätten lieber die Nacht im Schnee zugebracht, nicht wahr, Johann? . . . — Ja! . . . erwidert Johann mit leiser Stimme und ohne die Augen vom Kamin abzuwenden. — Da hättet ihr

sehr Unrecht gehabt, antwortet Gervais, den Fremden wiederholt einschenkend. Ich diene meinem Nächsten recht gerne, und ihr werdet hoffentlich eine ruhige Nacht bei mir verleben.“

„Sie wohnen hier recht einsam, sagt Gervais sein Glas leerend; fürchten Sie nicht, von Räubern überfallen zu werden? — Das habe ich niemals gefürchtet! ... und bis jetzt ist mir dergleichen auch noch nicht begegnet ... Uebrigens sind wir auch Leute genug im Hause, um uns vertheidigen zu können, fügt Dupre hinzu, und Gott sei Dank, wir haben Waffen! — Dupré sieh nach, ob Katharine bald mit dem Abendessen fertig ist ... — Ja, Herr Gervais, ich werde auch nachsehen, ob Madame Constanze und ihre Tochter nichts bedürfen.“

Dupré geht nicht zu Adelinen, aber er hat die Fremden nur in Kenntniß setzen wollen, daß noch mehr Personen im Hause wohnen, denn es ist ihm gar nicht lieb, daß die Fremden die Nacht hier zubringen werden.

Er geht in die Küche und fragt Katharine, was sie von den Fremden halte. „Meiner Treu! ich denke, es sind gute Leute; der Alte scheint sehr ehrwürdig... — Für einen Greis, der kaum stehen und gehen kann, hat er verteufelt feurige Augen! entgegnet Dupre... und was seine beiden Söhne betrifft, so scheint mir der eine ein rechter Taugenichts zu sein ... er lacht immer so höhnisch, wenn er spricht, und trinkt! ... kein volles Glas kann er sehen! ... — Ei! wirklich ... das ist doch auffallend! ... ein Ballenträger! ... — Und der andere! was hat der für eine finstere Miene!

... er schlägt kaum die Augen auf! bis jetzt hat er nur erst einmal Ja gesagt ... das ist so unheimlich ... ich kann solche Leute nicht leiden. — Bah! ... Du bist auch gar zu mißtrauisch, lieber Dupré. — Nein, das nicht, aber ich will wissen, mit wem ich es zu thun habe. — Kennen wir denn die arme Frau, die schon seit einem Jahre bei uns wohnt? — O! was ist das für ein Unterschied! ... eine junge, schöne, interessante Frau; schon ihr Zustand flößt Mitleid ein; und ihr Kind! wie zart und lieblich ist das doch ... ja! ich verstehe mich einigermaßen auf Physiognomien! ... diese Handelsleute aber ... sieh! Katharine, ich werde diese Nacht schlecht schlafen. — Und ich werde hoffentlich ganz gut schlafen. — Schließ nur Deine Thüre gut zu. — Schon gut, schon gut! Du bist ja wie Lukas ... man muß gestehen, wir haben hier tüchtige Männer zu unserer Vertheidigung, wenn es darauf ankommt. — Katharine, Du irrst Dich, ich bin kein Feigling ... aber ich fühle, daß ich nicht mehr zwanzig Jahre alt bin ... ach! damals nahm ichs mit Dreien allein auf! — Ach! so laß mich mein Nachteffen kochen, statt mir mit solchem Gewäsche bange zu machen. — Gewäsch? hm! das ist bald gesagt ... und wird unsere junge Frau auch mit beint Essen sein? ... — Du weißt ja, daß dieses nicht ihre Gewohnheit ist ... sie schläft, wie ich hoffe, möchtest Du sie nicht auch nach aufwecken? ... — Katharine? ... — Nun, was gibt's? — Es kommt mir vor, als ob ich Lärm im Hofe am Gitter hörte... — Das ist der Wind, der mit den Bäumen sein

Spiel treibt ... übrigens sieh doch nach ... — Ja, ja ... ich will mich lieber selbst überzeugen, obgleich Du mir keine Courage zutraust."

Dupré zündet eine Laterne an, und macht einen Gang über den Hof, findet aber Alles in gehöriger Ordnung, das Gitterthor ist verschlossen; er bleibt eine Weile stehen, um hindurch zu sehen, aber eine Menge vom Winde aufgejagten Schnees fährt ihm ins Gesicht; indem er sich die Augen reibt, ist es ihm, als vernähme er ein dumpfes Geräusch in dem untern Stockwerk, von der Seite her, wo Adeline wohnt.

„Arme Frau, sie schläft noch nicht, sagt er; wenn ich hinginge, um zu fragen, ob sie etwas wünscht, aber der Herr will nicht, daß man sie Abends stört; er hat es ausdrücklich verboten. Ich will daher wieder hinauf und lieber auf die Fremden ein wachsames Auge haben.“

Der alte Diener trifft Lukas auf der Treppe. Der Gärtner singt und lacht, denn wenn viel Leute im Hause sind, ist er immer munter und guter Dinge. — Hast Du das Zimmer für die Fremden in Ordnung gebracht? fragt ihn Dupré. — Ja, und ich habe ihnen auch ihre Waaren hinaufgetragen; sie haben mir für meine Mühe etn Trinkgeld geben wollen, allein ich habe es ausgeschlagen! — Du thatest Recht daran; für Leute, die zu Fuße reisen, sind sie ja recht freigebig? — O, der eine mit den röthlichen Haaren steht recht lustig aus ... er lacht ... trinkt ... und spricht für Alle ... wenn wir öfter solche Gäste hätten

würde es, glaube ich, munterer bei uns hergehen!... aber wir haben ja nur die arme Frau... und eine Berrückte noch dazu... da kann es eben nicht fidel sein. — Schweig, Lukas, Du kennst Deine Leute nicht... ich will eben nicht behaupten, daß diese Kaufleute Spißbuben sind, aber... — Was aber? ... — Verschließe Deine Thüre gut, hörst Du Lukas? ... — Ja, ja... Herr Dupré... ja... ich verstehe wohl, antwortet Lukas, dessen Heiterkeit sich mit einem Male in Angst und Unruhe verwandelt, während Dupré langsam zu seinem Herrn hinaufgeht.

Der fremde Greis und Gervais unterhalten sich mit Herrn Gerval; der Andere beantwortet die an ihn gerichteten Fragen höchst einsilbig. „Mein Bruder ist sehr ernsthaft, sagt Gervais halblaut zu ihrem Wirth; er ist nämlich eifersüchtig; er fürchtet, seine Braut werde ihn in den zwei Jahren, wo er abwesend war, vergessen haben, und das macht ihn betrübt. — Das läßt sich denken, es scheint mir aber, als wäret Ihr nicht so besorgt? — Ich? Ha! beim Kukuk! ich habe mich um die Weiber niemals gequält!... ich bin nicht so!... ich frage den Teufel darnach, und bin im Stande... — Schweig, mein Sohn, unterbricht ihn der Alte rasch, Du sprichst ein wenig zu rücksichtslos; entschuldigen Sie ihn, Herr Wirth, er ist Soldat gewesen. — Ah! Ihr habt gedient? — Ja, freilich!... und wenn es zu schlagen gibt, bin ich bei der Hand, nicht wahr, Vater?... — Ja, allerdings; Du bist ein Hitzkopf! das sieht man.“

Katharine meldet, daß im Nebenzimmer aufgetragen sei. — „Nun denn, meine Freunde, so laffet uns zu Tische gehen;“ sagt Gerval, und führt seine Gäste ins Speisezimmer. Man setzt sich; der alte Kaufmann neben den Wirth; Dupre als ein langjähriger Diener ist allmählig der Freund seines Herrn geworden, und speist immer mit am Tische; er nimmt also seinen gewöhnlichen Platz ein, Herr Gerval bemerkt aber neben sich noch ein weiteres Couvert.

„Für wen ist dieses Gedeck? fragt er Dupre. — Herr Gerval für unsere junge Dame... oder ihre Tochter, wenn sie etwa kommen sollte. — Du weißt ja, daß sie schon schläft, Constanze bleibt nie so lange auf. — Sie schläft nicht, Herr Gerval, ich habe in ihrem Zimmer noch Geräusch gehört.“

Der Greis wirft seinen beiden Begleitern einen Blick zu, und wendet sich dann gegen den Wirth. — „Sie haben noch Damen im Hause, mein Herr? sollten wir sie vielleicht hindern, am Abendessen Theil zu nehmen, dann würden wir lieber sogleich auf unser Zimmer gehen. — O, nein! es ist nur eine Mutter mit ihrem Kinde; die arme Frau ist leider ihres Verstandes beraubt!... eine Unglückliche, die zu reizbare Nerven hat... sie ist zu bedauern!... — So wollen wir auf ihre Gesundheit trinken, meine Herren, sagt der große Gervais, indem er sich und seinem Nachbar das Glas vollschenkt.“ — Der Mensch scheint sich wenig zu geniren, denkt Dupre; Teufel, der möchte unsern Keller bald ausleeren.

Der Greis sieht von Zeit zu Zeit seinen Sohn an;

er scheint unzufrieden, daß er so viel trinkt, und macht ihm deshalb Vorwürfe. — „Der Wein unseres Wirthes ist köstlich, entgegnet dieser, und Ihr wißt ja, Vater, er ist meine schwache Seite.“

„So schonen Sie ihn nicht, sagt Herr Gerval, er wird Ihnen Kräfte geben, Ihre Reise morgen fortzusetzen. — Gern, sehr gern, mein lieber Herr Wirth, ich hätte schon Lust, einen kleinen Zopf zu trinken.“

Dupré verzieht das Gesicht und findet, daß Gervais ganz besondere Redensarten führt; je mehr er trinkt, desto freier wird er. Unser guter Herr Gerval entschuldigt es aber und findet Vergnügen an der muntern Laune des jungen Mannes, die seinem Vater jedoch ganz und gar nicht gefällt.

„So trinke doch Johann, sagt Gervais, indem er seinen Nachbar anstößt, Du bist ja ein trauriger Held!... und Du... ah! bitt' um Entschuldigung... Sie wollt' ich sagen, und Sie, mein lieber hochverehrter Papa, Sie rollen mir ja ein paar Augen zu, wie ein paar Salzfässer!... Poß Donner...! ich bin das einzige fidele Haus unserer Familie, nicht wahr, Herr Wirth? auf Ihre Gesundheit, Herr von Gerval, auf die Ihrer werthen Familie... Ihrer Verrückten, und auch auf Ihre Gesundheit, alter Brummbär, der Sie uns betrachten, als ob wir aus der arabischen Wüste kämen; auf die Gesundheit der ganzen Gesellschaft! ich meine es gut!“

„Entschuldigen Sie, mein Herr, sagt der Alte zu

Dupré, sowie er etwas getrunken hat, weiß er nicht mehr, was er spricht.“

Dupré zieht die Augenbraunen zusammen und antwortet nichts. — „Ich wüßte nicht mehr, was ich spreche, ruft Gervais, ah! heiliges Kreuz Bombenwetter!... das glauben Sie, mein lieber Vater; nun! so haben Sie gelogen... gelogen wie ein Schulfuchs... nicht wahr, Johann? ist er nicht ein rechter Schulfuchs?“

Der Alte steht wüthend auf. „Ohne die Achtung, die ich meinem Wirth schuldig bin, sagt er, würde ich Dich zu züchtigen wissen, aber ich habe Mitleid mit Deinem Zustand, folge mir, wir wollen den Herrn nicht länger von seiner Ruhe abhalten. — Recht so, recht so, lieber Papa, ich glaube, ich habe Dummheiten gesagt; es ist besser, ich lege mich nieder... inzwischen bitte ich noch um Ihren Segen. —“ Bei diesen Worten nähert sich Gervais dem Alten der ihn jedoch zurückstößt und Herrn Gerval gute Nacht wünscht, mit der Bitte, ihm das ungezogene Benehmen seines Sohnes doch ja nicht aufrechnen zu wollen.

Lukas nimmt ein Licht und will die Fremden auf ihr Zimmer begleiten, als man Geräusch auf dem Hofe vernimmt; die Handelsleute sehen sich überrascht an, und Dupré läuft nach dem Fenster und sieht, wie Adeline im einfachen Nachtkleide mit dem Lichte in der Hand heftig bewegt im tiefen Schnee einherläuft.

„Sie ist es, Herr Gerval, sagt Dupré zu seinem Herrn; sonderbar, daß sie so spät noch ihre Zimmer

verlassen hat. — Ist das Ihre unglückliche Frau? fragt der Alte. — Wetter! ich muß die Berrückte sehen, ruft Gervais, ich bin neugierig zu wissen, ob sie hübsch ist.“

Er läuft rasch nach dem Fenster, aber Adeline war bereits wieder in ihr Zimmer zurückgegangen.

„Gute Nacht, meine Herren, sagt Gerval zu den Fremden, morgen frühe werde ich wohl wieder das Vergnügen haben, Sie zu sehen.“

Die Kaufleute steigen zum zweiten Stock hinauf. Lukas läßt ihnen das Licht und eilt wieder in sein Zimmer hinunter, das neben der Küche liegt, und von ihm, sowie es ihm Dupré anempfohlen, sorgfältig verrammelt und verschlossen wird.

Dieser bleibt noch allein bei seinem Herrn, denn die Köchin hat sich auch schon zu Bett begeben, und theilt nun demselben seine Bemerkungen über die Fremden mit.

„Sie werden doch gestehen, Herr Gerval, daß der Große wie ein Bagabund aussieht, und seine Sprache, sein Benehmen, der Mangel an Achtung gegen seinen Vater... — Was willst Du; er hatte etwas zu viel getrunken! — Seine sonderbaren Ausdrücke... — Er ist ja Soldat gewesen! — O! das war nicht die Sprache eines Soldaten. Möge es Gott gefallen, mein lieber Herr, daß Sie es nicht bereuen, diese Leute gastfreundlich aufgenommen zu haben! — Was fürchtest Du denn? — Ich weiß es nicht, aber alles ist mir verdächtig, selbst das Stillschweigen des Einen, dessen finstere Miene eben kein ehrliches Gemüth

ankündigt. — Beruhige Dich, Dupré, und geh' zu Bette... Eine Nacht ist bald vorüber! — Ja, wenn man schläft!... aber manchmal kann sie einem recht lange werden... Es ist mir nur lieb, daß mein Schlafzimmer an das Ihrige stößt, und wenn Sie Geräusch hören, so werden Sie mich sogleich rufen, nicht wahr, Herr Gerval? — Ja, ja, mein guter Dupré, geh' nur und beruhige Dich."

Dupré verläßt ungern seinen Herrn. Dieser aber legt sich vertrauensvoll nieder, und der Schlaf verdrängt sehr bald jeden Gedanken an die bösen Vermuthungen seines alten Dieners.

Das Zimmer Dupré's ist im ersten Stockwerk, dicht an dem des Herrn Gerval gelegen, aber die Thüre geht nach der Treppe hinaus, die nach der zweiten Etage und hinunter in den Hof führt.

Von einer unwiderstehlichen Unruhe gequält, ist Dupré entschlossen, munter zu bleiben, und wo möglich seinen Verdacht aufzuklären. Er sieht nach dem Fenster der Fremden hinaus und bemerkt noch Licht. „Sie schlafen noch nicht, und ich könnte sie behorchen, sagt er; ich will es versuchen.“

Er schleicht sich sachte und ohne Licht aus dem Zimmer und steigt die Treppe hinauf; er bleibt vor der Thüre, die zu den Kaufleuten führt, stehen, aber er erinnert sich, daß vor ihrem Schlafzimmer noch ein kleines Kabinet sich befindet, so daß man von der Flur aus sie nicht sprechen hört. Dupré will schon wieder hinunter gehen, als ihm einfällt, daß die Kaminröhre ihres Schlafzimmers dicht an der Dach-

Luke ihren Schornstein hat. Er steigt also mit der größten Vorsicht nach dem Boden hinauf, öffnet leise das Lukensfenster, legt sich auf den Bauch so weit als möglich hinaus, erreicht so wirklich den Schornstein, und kann nun bei der geringen Entfernung, die ihn von dem darunter liegenden Zimmer trennt, mit der größten Leichtigkeit folgende Unterredung hören:

„Du bist unverbesserlich, Lampin; es fehlte nicht viel, so hätte Dein verfluchtes Besoffensein uns ver-rathen! — Bah! bah! und was hätten wir denn am Ende zu fürchten gehabt; im ganzen Hause sind ja nur drei alte Schwachköpfe, ein Einfaltspinsel, eine Wahnsinnige und ein Kind!... wahrlich eine fürchterliche Mannschaft!... hättest Du meinem Rath gefolgt, so hätten wir gleich, sowie wir ins Haus traten, offen gehandelt. Was mich betrifft, ich nehme den reichen alten Kauz und seinen Bedienten auf mich. — Es ist besser ganz sicher zu gehen und auf einen vernünftigen Rückzug bedacht zu sein. Du kannst doch wohl denken, daß ich, bevor ich euch herführte, die nöthigen Erkundigungen über die Bewohner des Hauses eingezogen haben würde. Der alte Herr ist sehr reich und thut sehr viel Gutes. — Nun, so soll der alte Krösus für uns auch wohlthätig sein. — Er hat viel Geld im Hause, denn ich weiß, daß er erst seit acht Tagen den Pacht von seinen Gütern eingezogen hat. Alles muß sich in seinem Zimmer befinden. Da hinein zu kommen soll uns nicht schwer werden, wir bemächtigen uns der Schätze und ent-fliehen durch das Zimmer der Verrückten, denn das

Gitterthor ist sehr fest, und es würde uns schwer werden, es aufzubrechen. — Ja, ich habe aber eiserne Stangen vor den Fenstern gesehen, die nach dem Wald hinaus liegen, wie wollen wir denn da hinaus fliehen, sehr verehrter Herr Papa? — Dummkopf, denkst Du nicht, ich hätte nicht hiefür gesorgt? Unsere beiden Kameraden haben Befehl die Stäbe durchzu-  
 feilen, und ich habe ihnen gesagt, sie könnten es ohne Gefahr thun, da die, welche das Zimmer bewohnt, sie daran nicht stören würde. — Bravo!... ein herrlicher Gedanke, nicht wahr, Eduard?... so sprich doch, verwünschter Duckmäuser. — Ja, ja, der Plan ist gut ausgedacht. — Ein wahres Glück, daß Du damit zufrieden bist... wenn nur der alte Intendant, der uns immer so von der Seite betrachtete, den Kram nicht verdirbt. — Sein Unglück wär's, wenn er sich's unterstände! Wir lassen unsere Kameraden hereinkommen, dann sind wir stark genug, und wer sich widerspänstig zeigt, wird sogleich zur Ruhe gebracht. — Gewiß, gewiß!... das sicherste Mittel. — Glücklicherweise habe ich mich bei Tische zu mäßigen gewußt; hätte ich Dir gefolgt, Lampin, wäre Alles verrathen worden. — Ja, Teufel! Du spieltest auch den Alten so gut, daß ich vor Lachen hätte ersticken mögen... wenn ich übrigens getrunken habe, so hat das meinen Muth nur vermehrt; hier ist Gold zu fischen, und das stählt mir die Nerven... Aber laß sehen, wie wollen wir denn unsere Posten vertheilen? — In einiger Zeit lassen wir unsere Kameraden hereinkommen, wir müssen den alten Leuten

doch nicht die nöthige Zeit zum Einschlafen geben. Eduard hält Wache bei der Berrückten, und gibt Acht, daß sie nicht etwa in einem Anfall des Wahnsinns ihre Thüre verschließt und uns den Rückzug abschneidet. Unsere Kameraden nehmen ihre Posten, der Eine beim Gärtner, der Andere bei der alten Köchin, und Du Lampin begleitest mich beim Auffuchen des Geldes. — So ist's recht, das wäre also abgemacht. — Der Kamerad da wird sich nicht beklagen können, einen zu gefährlichen Posten erhalten zu haben, bei einer schlafenden Frau und einem Kinde Wache zu stehen!... Sapperment! welche Heldenthat! — Ja, aber sie dürfen auch nicht aufwachen, denn wenn sie das geringste Geschrei machen... bedenke Eduard, es handelt sich um ihre Sicherheit, um unser Leben vielleicht. — Schon gut! ich verstehe!" ...

„Und auch ich, sagt Dupré, indem er behutsam den Kopf zurückzieht, ich weiß genug! o die Bösewichter!... ich hatte mich nicht getäuscht! Räubern haben wir Obdach gegeben... O mein Gott... rathe mir, wie ich meinen Herrn und die arme Frau rette.“

Der alte Diener begibt sich sachte in den Boden zurück. Ungeachtet des Bestrebens, seinen Geist und seinen Muth zu beleben, zittern seine Beine; kaum kann er sich stehend erhalten, und seine Einbildungskraft, von Allem, was er gehört, aufs Aeußerste angeregt, zeigt ihm nur Blut und Mord. Er ist fünfundseshzig Jahre alt, es wird ihm also schwer, einen Entschluß zu fassen, und in gefährlichen Krisen

ist ein jeder Augenblick kostbar und sein Verlust oft nicht zu ersetzen.

Dupré schleicht den Boden entlang. Soll er seinen Herrn oder Lukas wecken? Aber der Gärtner schläft fest; er müßte stark an seine Thüre pochen, und bei der Stille der Nacht würde das leiseste Geräusch von den Räubern gehört werden und ihren Verdacht erwecken. Katharina ist in ihrer Küche eingeschlafen, und sie würde ohnehin nichts helfen können! ... aber durch Constanzens Zimmer sollen ja die Kameraden der Räuber eindringen, man müßte ihnen also diesen Eingang versperren und zuvor die junge Frau mit ihrem Kinde aus dem Zimmer schaffen.

Dieser Plan scheint dem alten Diener der beste. Er entschließt sich hinunter zu gehen, aber er schaudert, indem er den Fuß auf die Treppe setzt. Wenn die Nichtswürdigen jetzt heraus kämen und ihn anträfen, es wäre um ihn geschehen; auf jeder Stufe steht er still und horcht; endlich ist er vor ihrer Thüre ... aber er hört sprechen, Fußtritte sich nähern, man öffnet die Thüre, und Dupré steigt rasch wieder zum Boden hinauf.

Die sogenannten Handelsleute hatten über ihren Köpfen ein Geräusch gehört; der Gang des alten Mannes ist schwerfällig, der morsche Fußboden hat unter ihm gekracht und die Aufmerksamkeit der Räuber rege gemacht. Dufresne tritt zuerst heraus; er hält ein Licht in der einen und einen Dolch in der andern Hand. Lampin folgt ihm; sie kommen in dem Moment auf dem Boden an, als der treue

Diener gerade hinter einigen Bündeln Stroh sich verstecken will. — „Wir sind verrathen, ruft Dufresne, man hat uns behorcht, aber dieser Wicht soll uns nicht mehr schaden.“

Und sogleich stößt er seinen Dolch dem alten Manne in die Brust, der nur noch die Hände faltet, um die Milde seiner Henker anzuflehen; Dupré hauchte, ohne einen Ton von sich zu geben, sein Leben aus, sein Blut überschwemmt den Fußboden und Lampin bedeckt den Leichnam des unglücklichen Dieners mit Stroh.

„Jetzt hinunter, sagt Dufresne, und da man Verdacht geschöpft hat, so müssen wir nur um so schneller ans Werk gehen.“

„Was ist denn geschehen? fragt Eduard, der als Wache auf der Treppe stehen geblieben war. — Nichts, antwortet Lampin, wir haben nur einen Neugierigen weniger. — Jetzt laufe rasch hinunter zu der Verrückten, unsere Kameraden müssen auf ihrem Posten sein; sie sollen sich nicht länger die Nasen erfrieren.“

Die Räuber gehen hinab auf die Hausflur; der Schlüssel steckt in Adelinens Stubenthüre; sie treten ein; eine Nachtlampe erhellt nur spärlich das Zimmer. Das Bett der Tochter steht dicht vor dem der Mutter, und die Vorhänge sind ganz zugezogen. Dufresne überzeugt, daß die Frau im Bette nicht wacht, somit sie nicht belauscht, öffnet das Fenster und läßt die Kameraden einsteigen, die mit dem Durchfeilen der Eisenstangen längst fertig waren.

„Alles geht nach Wunsch, sagt Dufresne, wir wollen jetzt die Fensterflügel offen lassen, damit nichts unsern Rückzug hindert. Eduard Du bleibst hier, und kein Mitleid, wenn man erwachen sollte! Ihr, meine Freunde, folgt mir, ich werde euch eure Posten jetzt anweisen; Lampin und ich nehmen das Weitere über uns.“

Während Dufresne's Anordnungen flüht Lampin die Aermel hinauf, zieht seinen Dolch hervor und untersucht dessen Spitze; ein wildes Lächeln glänzt in seinen Augen und sein widerwärtiges, von Wein und Raubsucht belebtes Aeußere trägt in seinem ganzen Umfang den Stempel des verworfensten Verbrechers.

Die vier Räuber hatten sich entfernt, und Eduard ist allein im Zimmer zurückgeblieben. Auf das kleinste Geräusch aufmerksam, geht er unaufhörlich vom Fenster nach dem Bette; er horcht nach dem Gehölz hinaus und lauscht dann wieder an den Vorhängen, die Adeline verbergen. Er untersucht des Kindes Bettchen, es ist leer; Adeline von dem dumpfen Geräusch außen am Fenster, mehr als gewöhnlich aufgereggt, hat die kleine Ermance zu sich ins Bett genommen und sich selbst ganz angekleidet niedergelegt.

Neugierig, die Wahnsinnige zu sehen, will Eduard so eben den Vorhang aufheben, als ein Geräusch im Walde seine Aufmerksamkeit rege macht; er geht nach dem Fenster zurück und hört Fußtritte auf dem halbgefrorenen Schnee und den trockenen, vom Winde umhergestreuten Zweigen und Reifern. Das Geräusch

nähert sich, man unterscheidet schon Stimmen ... Wenn man dem Hausbesitzer zu Hülfe eilte ... vielleicht sind es Gendarmen, die uns nachsetzen ... wenn sie das Fenster bemerken, dessen Gitter gesprengt ist ... Eduard schaudert; er legt leise die Fensterladen an, damit man nicht in das Zimmer sehen könne, er athmet kaum. Trotz all' seiner Vorsicht ist Adeline erwacht; sie schlägt rasch die Vorhänge zurück, richtet sich auf und ruft mit aller Kraft ihrer Stimme: „Bist Du es? Ja! ja! Du bist's!“

„Die Unglückliche wird uns verrathen, sagt Eduard für sich, ihr Geschrei wird jene Fußgänger anlocken, so sei es denn!“

Er läuft zum Bett, den Dolch in der Hand ... will eben zustossen, als er seine Frau und sein Kind erkennt.

Ein Schrei des Entsetzens und Schreckens entfährt dem Glenden, das meuchlerische Eisen entfällt seiner Hand, und unbeweglich steht er vor der Unglückseligen, die er so eben vernichten wollte. Aber dieser furchtbare Schrei hat in Adelinens Seele wiedergeklungen; sie hat die Stimme ihres Gemahls wieder erkannt; dieselben Töne, die ihr den Verstand geraubt, bringen abermals eine Umwälzung in ihrem ganzen Wesen hervor; sie rafft ihre Sinne, ihre Gedanken zusammen, erwacht aus einem schweren Traum, sie sieht Eduard, erkennt ihn, bricht in lautes Freudengeschrei aus und stürzt sich in seine Arme.

„Eduard! ... Du hier! bei mir! ruft sie, ihn zärtlich anschauend, liebster Bester, wie geht das

zu? ... ach, wie ist mir? mein Kopf brennt wie Feuer!"

„Komm, sagt Eduard, komm, gib mir das Kind und laß' uns fliehen... von hier entfliehen oder Du bist verloren. — Warum denn fliehen? was droht Dir für Gefahr? hast Du nicht schon genug gelitten? ... verfolgen Dich die Menschen noch? — Ja! ja! und auch Du bist der Wuth der Räuber ausgesetzt, da! hörst Du nicht das Rufen im Innern des Hauses? ... jetzt ermorden sie einen Greis ohne Gnade ... komm', sage ich Dir ... oder sie werden auch Dich vor meinen Augen tödten ... oh! verweigere es mir nicht, ich bin ein Ungeheuer, ein Nichtswürdiger, aber ich will Dich retten.“

Adeline läßt sich von ihrem Gemahl mit fortziehen; sie nimmt ihr Kind in den Arm und will ihm folgen, als die Fensterladen mit Gewalt aufgestoßen werden und man anhaltendes Klingeln am Gitterthore hört.

Ein Mann erscheint vor dem Fenster und springt ins Zimmer, indem er seinem Begleiter zuruft: „hier ist eine Bresche, hierher Kamerad, hierher! es sind Hundsfötter in der Festung, aber wir wollen sie ja striegeln, tausend Bomben Granaten! vorwärts.“

Beim Anblick des Fremden zweifelt der ebenso schwache als bestürzte Eduard keinen Augenblick, daß man komme, ihn und seine Begleiter zu ergreifen; um sich der gerechten Strafe zu entziehen, läßt er Adelinens Hand los, stößt sie zurück und ruft: „Du

bist jetzt gerettet, laß' mich, folge nicht... lebe wohl!  
Lebe wohl, auf ewig!"

Rasch entflieht er durch die Thüre, erreicht den Hof, schwingt sich über das Gitter und läuft in den Wald; in demselben Augenblick bringen Jakob und Sanssouci in Adelinens Zimmer, die von den heftigen Seelenerschütterungen erschöpft, bei dem plötzlichen Verschwinden ihres Mannes bewusstlos umfällt.

### Neuntes Kapitel.

Wer ist der gute Gervai?

„O, unglaubliches Wunder! welches Glück! darf ich meinen Augen trauen? ruft Jakob, indem er der Unglücklichen zu Hülfe eilte. Diese Frau, sie ist es, Sanssouci... komm, sieh nur. — Ei freilich, heiliger Gott! sie ist es!... endlich müssen wir sie finden... habe ich es Dir nicht gesagt... man soll niemals verzweifeln. — Und ihre Tochter... da... sieh, o, ich erkenne sie. — Aber als ich das Fenster öffnete, glaubte ich einen Mann zu sehen, er ist entflohen... Ha! welcher Geräusch!... hörst Du?... man ruft nach Hülfe... bleibe Du hier... verlasse sie nicht... gib mir aber eine von Deinen Pistolen.“

Jakob thut es, und Sanssouci, in einer Hand das Pistol, in der andern einen tüchtigen Stock, läuft dem Geschrei nach, steigt die Treppe hinauf, tritt in ein Zimmer, dessen Thüre eingestossen ist und erblickt einen Greis auf den Knien, wie er das Mitleid eines

Bösewichts anfleht, während ein Anderer mit Geldsäcken beladen sich so eben davon machen will.

Sanssouci drückt sein Pistol auf Dufresne ab, als dieser den Greis so eben niederschmettern will, und das Ungeheuer stürzt zu den Füßen des Herrn Gerval nieder. Sein Kamerad wirft die Geldsäcke fort und will entspringen, allein Sanssouci läßt ihm keine Zeit dazu; er erreicht ihn auf der Treppe und ver-  
setzt ihm einen so fürchterlichen Hieb auf den Kopf, daß Lampin strauchelt, mehre Stufen hinunterfällt, sich den Kopf gegen die Mauer zerschellt und unter den gräulichsten Flüchen sein Leben aushaucht.

„Ihr seid mein Retter, mein Befreier, stöhnt Gerval, während Sanssouci ihm seine Bande löst. — Es ist wahr, mein lieber Herr, es war die höchste Zeit; aber vielleicht sind noch Räuber im Hause, ich eile, sie aufzusuchen. — Ich folge, ich folge, o mein Retter! sagt der Greis, ich will Euch führen, aber ach! ich sehe ja nicht meinen treuen Dupré!“

In diesem Moment hört man einen Pistolenschuß. Sanssouci fliegt die Treppe hinunter und erblickt Jakob, wie dieser so eben einem der beiden andern Räuber den Hirnschädel zerschmettert hat, während dessen Kamerad auf demselben Wege, den Eduard genommen, entflieht.

Das Schießen, der Tumult, das Geschrei haben endlich Katharine und Lukus erweckt, aber erst auf die Stimme ihres Herrn wagen sie es, ihre Zimmer zu verlassen. Man vereinigt sich und begibt sich nach Abelinens Zimmer. Diese kommt endlich zur Besin-

nung, und eine neue Ueberraschung erwartet sie, denn sie erblickt ihren treuen Jakob.

„Mein Bruder, mein Freund! auch Sie soll ich wiederfinden? ruft sie erstaunt; ich weiß nicht, ist's ein Traum... aber so viel auf einmal!... So eben war auch Eduard hier bei mir. — Eduard!... aber kommen Sie zu sich, beruhigen Sie sich, liebe Adeline, fürchten Sie nichts mehr... die Räuber sind bestraft.“

Adeline antwortet nicht, aber ihre Augen suchen nach ihrem Gemahl.

„Viktoria! ruft Sanssouci, zweien habe ich allein das Lebenslicht ausgeblasen! — Ihr habt uns das Leben gerettet, brave Fremden, sagt Gerval, indem er auf Jakob zugeht, wie kann ich Euch genug danken? — Sie haben, wie ich sehe, meine Schwester und meine Nichte gepflegt, erwidert Jakob, und also bin ich Ihnen Dank schuldig.“

„Seine Schwester, seine Nichte!“ wiederholen Herr Gerval und seine Leute. — „Vor allen Dingen laßt uns das Haus durchsuchen, es könnten noch irgendwo Spitzbuben verborgen sein. — Und Dupré läßt sich nicht sehen!... ich zittere, daß er ein Opfer seines Dienstfeuers geworden. — Erst alle Hausbewohner in Sicherheit, und dann vorwärts!“

Man führt Herrn Gerval, Adeline, ihre Tochter und Katharine in ein Zimmer, wo sie nichts zu fürchten haben, und jetzt beginnen Jakob und Sanssouci, von Lukas geführt, der wie Espenlaub zittert, seine Hülfe aber nicht versagen darf, ihre Nachsuchung im

Hause. Der Name Eduard, den Adeline ausgesprochen hat, ist für Jakob ein Räthsel, denn er wagt es noch nicht, dem Verdacht, der seine Einbildungskraft dann und wann fesselt, Raum zu geben. Man durchsucht alle Winkel und findet Niemand, nur auf dem Boden entdeckt man den Leichnam des unglücklichen Dupré; nachdem man sich überzeugt hat, daß kein Leben mehr in ihm ist, tragen Sanssouci und Lukas ihn in ein Zimmer des untern Stockwerks, wo die Ueberreste des treuen Dieners bis zu ihrer Bestattung bewahrt werden sollten.

Während Sanssouci und der Gärtner sich dieser traurigen Pflicht unterziehen, geht Jakob in das Zimmer des Herrn Gerval, aus dem ein dumpfes Geföhn zu seinen Ohren dringt. Dufresne athmet noch, aber die erhaltene Wunde ist tödtlich, und der Glende kämpft vergebens mit dem Tode. Jakob hält dem Sterbenden die Laterne vor's Gesicht und fährt überrascht zurück.

Auch Dufresne erkennt Eduards Bruder. Ein hämisches Lächeln belebt seine halberloschenen Augen; er nimmt seine wenigen Kräfte zusammen, um noch folgende Worte auszustossen: „Ich werde sterben... aber wenn Ihr meine Kameraden getödtet habt, so ist auch Euer Bruder dem Tode nicht entgangen... sagt seiner Frau... dieser falschen Adeline, die mich verachtete... daß ihr Mann, nachdem er von den Galeeren entsprungen war, auf meinen Rath Räuber und Mörder wurde.“

Mit diesen Worten haucht er, teuflisch erfreut,

auch in seinen letzten Augenblicken noch Böses bewirkt zu haben, sein ehrloses Leben aus.

Jakob steht einige Augenblicke vor Abscheu, wie versteinert, vor dem entseelten Körper dessen, der seine Familie ins Unglück gestürzt hat. Sein Schauern bekämpfend, will er sich von der gräßlichen Wahrheit überzeugen; er geht die Treppe hinunter und leuchtet Lampin ins Gesicht. „Das ist er nicht,“ ruft er, und schöpft freier Athem; er kommt auf die Hauëflur, und besichtigt auch den noch, der von ihm getroffen worden ist.

„Gott sei gedankt, ruft er, die fremden Gesichtszüge erblickend, meine Hand hat sich nicht mit Bruderblut befleckt! ... er ist gerettet ... O! möchten wir ihn nie wiedersehen! ich will das ehrlose Ungeheuer vergessen, und alle meine Sorgfalt den beiden wiedergefundenen Unglücklichen schenken.“

Bevor er jedoch wieder zu Adelinen geht, durchsucht er sorgfältig die Taschen der Räuber, und besonders die Dufresne's, aus Besorgniß, einige seinen Bruder betreffende Papiere bei ihnen zu finden; er überzeugt sich, daß sie nur Waffen und Geld bei sich tragen, und begibt sich jetzt beruhigter zu seiner Schwester.

Die Hausbewohner haben mit der größten Freude die Ueberzeugung gewonnen, daß Adeline ihren Verstand wieder erlangt hat, und während man die strengste Haussuchung gehalten, hat Herr Gerval sie davon in Kenntniß gesetzt, wie er sie aufgefunden, in Paris verpflegt, hieher nach seinem Landhause

gebracht, und sie die ganze Zeit bei ihm ver-  
lebt hat.

Adeline wirft sich vor ihrem Beschützer auf die Knie, denn sie fühlt, was sie ihm alles zu danken hat, obgleich dieser nur von seinem Vergnügen spricht, ihr nützlich gewesen zu sein und seiner Dienste nur oberflächlich erwähnt.

Sie fragt jetzt nach den Begebenheiten der letzten Nacht und erfährt, wie die Räuber sich bei ihnen eingeschlichen haben, und sie ohne die beiden Reisenden, wovon der Eine ihr Bruder zu sein scheint, geplündert und vielleicht des Lebens beraubt worden wären.

Adeline erbebt ... sie erinnert sich, in welchem Augenblick Eduard ihr erschienen ist, seine Verwirrung, sein Schrecken bei der Ankunft der Fremden; sie wagt es nicht mehr zu fragen, aber mit Seelenangst erwartet sie Jakob; endlich tritt dieser ins Zimmer.

„Mehrere Räuber sind entsprungen, ruft er, Adeline einen Blick zuwerfend, dessen Ausdruck diese versteht. Die, welche umgekommen sind, haben ihr Schicksal verdient. — Sapperment, sagt Sansfouci, sie verdienen alle gerädert zu werden, und ich bedaure es nur, daß Einige unserer Rache entgangen sind. — Und mein treuer Dupre, fragt Herr Gerval, soll ich denn nichts von ihm erfahren? — Mein guter Herr, leider ist Ihr alter Diener ein Schlachtopfer der Bösewichter geworden ... er ist nicht mehr! — O die Niederträchtigen! ... einen ehrwürdigen Greis

umzubringen, mein armer Dupre ... hätte ich Deinen Ahnungen gefolgt! ... meine Unvorsichtigkeit ist Schuld an seinem Tode! ... unaufhörlich werd' ich es mir vorwerfen! ... Dies Haus ist mir jetzt verhaßt! ... schon morgen will ich es verlassen."

Herr Gerval vergießt die bittersten Thränen über das Schicksal seines vieljährigen Dieners und Freundes, Katharine theilt seinen Schmerz, und ein Jeder bemüht sich, den braven Herrn über seinen Verlust zu trösten.

Der Tag überrascht die Hausbewohner in dieser Lage. Herr Gerval gibt den Bitten seiner Freunde nach, sich ein wenig Ruhe zu gönnen, und Lukas wird beauftragt, die benachbarten Gemeinden von den Ereignissen der Nacht in Kenntniß zu setzen. Katharine macht auf Befehl ihres Herrn die nöthigen Vorbereitungen zur Abreise, und Adeline verspricht ihrem Wohlthäter, ihn alsbald mit ihrem unglücklichen Schicksal bekannt zu machen.

Jakob findet endlich Gelegenheit, mit Adelinen allein zu sein; sie brennt vor Begierde, ihn auszufragen, und wagt es doch nicht, das Stillschweigen zu brechen; er erräth ihren Schmerz, ihre Furcht, ihre geheimsten Gedanken. — „Dufresne ist nicht mehr, sagt er, er hat endlich den Lohn für seine Schandthaten empfangen. — Dufresne! ... Wie! Dufresne befand sich unter den Räubern? ... O, ich Unglückliche! kein Zweifel mehr, so hatte er ihn auch zum äußersten Verbrechen verleitet ... Eduard war ... — Still! ruft Jakob halblaut, dies abscheuliche

Geheimniß bleibe unter uns beiden; der Glende ist gerettet; möge er seine schamlose Existenz unter einem andern Himmel dahin schleppen . . . mit ihm ist es zur Reue zu spät, und seine Gegenwart würde für mich, wie für Euch, das größte Unglück sein. Vergesst auf ewig einen Menschen, der Eurer Liebe niemals werth war; jetzt wird Euch das eine Pflicht. Die Zuneigung für ein so schlechtes verächtliches Wesen ist Schwäche, und eines redlichen, edelmüthigen Herzens unwürdig. Erhaltet Euch für Eure Tochter, für mich, für alle, die Euch lieben, und Tage des Friedens und der Seelenruhe werden Euch wiederkehren."

Adeline wirft sich, Thränen vergießend, in Jakobs Arme. „Mein Freund, mein Bruder! ja, ich will Euren Rath befolgen, Ihr sollt mit mir zufrieden sein."

Die von den furchtbaren Begebenheiten der Nacht unterrichteten Landleute laufen herbei, um ihren Beschützer, ihren Wohlthäter zu sehen und sich selbst zu überzeugen, daß er außer Gefahr ist. Dem armen Dupré erzeigt man die letzte Ehre; am Ende des Gartens wird er bestattet, und ein Grabstein verkündet das traurige Ende des treuen Dieners.

Herr Gerval verlangt endlich den Namen seines Retters zu wissen. „Ich heiße Jakob, mein Herr, sagt dieser, früher war ich Soldat, jetzt bin ich Landmann. — Jakob? antwortet der Greis, so heiße ich auch, und hatte diesen Namen auch einem kleinen Patschen gegeben, einem kleinen Wildfang, der jetzt

in Eurem Alter sein wird, und den ich vergebens in Paris auszumitteln mich bemühte."

Jakob betrachtet Herrn Gerval mit größerer Aufmerksamkeit und findet in seinen Zügen einige Ähnlichkeit mit jenem alten Herrn, der ihm in seiner Jugend so viele Beweise seiner Zärtlichkeit gab. Tausend Erinnerungen tauchen in seinem Gedächtniß auf; kaum hat er die Kraft, ihn nach seinem Namen zu fragen, auf den er im Laufe der verwichenen schrecklichen Nacht bisher noch nicht geachtet hatte. — „Mein Name ist Gerval, sagt der Greis, der eine unwillkürliche Gemüthsbewegung bekämpft, früher war ich Kaufmann und hatte in Paris ein bedeutendes Fabrikgeschäft. — Wär's möglich!... Sie sind Jakob Gerval, mein Pathe, den ich so innig lieb hatte?“

Jakob fällt dem Greis um den Hals, drückt ihn mit Herzlichkeit an sich, und vergießt Thränen der Freude über dies glückliche Wiederfinden, während alle Umstehenden von der lebhaftesten Rührung ergriffen sind.

„Ei! Donner und Wetter! welch erwünschtes Zusammentreffen, ruft Sanssouci, das konnte wohl keiner von uns beiden ahnen, Kamerad!“

„Mein lieber Jakob, hebt Herr Gerval an, wie sehr hab' ich Dich überall gesucht, wie sehnlichst wünschte ich Dich wieder zu finden, Dein Weglaufen hatte mir damals viel Kummer gemacht, denn ich war die unschuldige Ursache davon. Der Name Jakob war Dir nicht günstig, mein armer Pathe, er

hatte auf Dein ganzes Leben großen Einfluß; Deine Mutter vernachlässigte Dich, und Dein Vater wagte Deinen Namen nicht vor ihr auszusprechen; ich allein wollte Dir wohl, allein das genügte Deinem Herzen nicht. Du verließest das Vaterhaus, und ich schwur, die Ungerechtigkeit Deiner Eltern wieder gut zu machen, wenn es mir dereinst gelingen sollte, Dich wiederzufinden... So habe ich Dich denn wieder... o jetzt erkenne ich Dich vollkommen! Diese Narbe hat Deine Gesichtszüge verändert... Jetzt wollen wir uns nicht mehr trennen, Jakob, Du sollst mir die Augen zudrücken, Du bist mein Kind, mein einziger Erbe; von jetzt an gehört mein Vermögen Dir; verfüge darüber, um allen denen wohl zu thun, die Du lieb hast."

Jakob umarmt aufs Neue seinen alten Gönner, er kann sein Glück noch nicht fassen. — „Beste Adeline, sagt er endlich, wenn ich reich bin, so seid Ihr auch nicht mehr arm, das ist der höchste Genuß, den mir der Reichthum gewährt."

Auch Adeline und Ermance umarmen, umfassen die Knie des glücklichen Greises. — „Das sind Deine Schwestern und Deine Nichte? fragt er Jakob, wärest Du vielleicht verheirathet? — Nein! antwortet dieser verlegen... Sie sehen die Frau und die Tochter meines Bruders vor sich! — Deines Bruders, ja, ja! Du hattest einen Bruder, aber was ist aus ihm geworden? — Er ist nicht mehr!... ich habe keinen Bruder, sie keinen Gatten mehr. — Meine Freunde, ich sehe Thränen in euren Augen, ohne es zu wollen,

habe ich eure Schmerzen erneuert, vergebt mir! die Erinnerung an Eduard verursacht euch Kummer, ich kenne euer Unglück nicht, theilt es mir mit, und ich will euch dann trösten, soviel ichs vermag."

Jakob übernimmt es, Herrn Gerval mit einem Theil von Adelinens Unglück bekannt zu machen, aber er verschweigt ihm das Gehässige von Eduards Betragen. Jener glaubt, daß Adelinens Mann in Paris im Elend gestorben sei, nachdem er sie und ihr Kind verlassen, und daß die Nachricht von seinem traurigen Ende sie um ihren Verstand gebracht habe.

Der gute Alte fühlt sich noch mehr, als zuvor, zu der jungen Frau, dem Muster aller Gattinnen und Mütter, hingezogen, und wünscht auch die Bekanntschaft der Bewohner des Meierhofes zu machen, die ihr und Jakob so viele Freundschaft bewiesen haben.

„Das ist sehr leicht, sagt Sanssouci, wollen Sie Alle glücklich machen, so müssen Sie nach Guillots Pacht Hof. Alle Welt! sehen Sie Madame und meinen Kameraden wieder, glaube ich, sind sie vergnügter, als wenn ihre Pächterwohnung ein Schloß wäre. — Nun, so laßt uns hin, ruft der gute Gerval, alle zusammen, meine Kinder; diese Reise soll uns gut bekommen; sie wird die liebe Adeline etwas zerstreuen und der kleinen Ermance Freude machen. Jakob wird denen nützlich werden können, die ihn in der Dürftigkeit unterstützt haben, und wir, gute Katharine, auch wir werden in der neuen Umgebung weniger an den unglücklichen Tod unseres Freundes Dupré denken.“

Der Vorschlag Gervals verbreitet eine allgemeine Freude. Katharine ist sehr erfreut, ein Haus zu verlassen, das so traurige Erinnerungen für sie hat und wo sie keine Stunde mehr ruhig schlafen würde. Lukas erbittet sich die Erlaubniß, die Gärtnerei aufgeben und für die Folge sein Diener sein zu dürfen; der alte Herr willigt ein, und Alles macht sich zur Abreise fertig.

Das Landhaus in den Vogesen wird an Landleute vermietet, die es in ein für die einsame und verlassene Gegend höchst erwünschtes Wirthshaus umschaffen. Herr Gerval und sein Diener verlassen traurigen Herzens über den Verlust Dupré's die Wohnung; Jakob und Adeline kehren einem Orte gern den Rücken, der Zeuge von Eduards Ehrlosigkeit war, und Sanssouci wirft mit innerem Stolz seinen letzten Blick auf das Gebäude, in welchem er einem ehrwürdigen Greis das Leben gerettet und zwei niederträchtige Schurken aus der Welt geschafft hat.

---

### Behntes Kapitel.

Abermals die kleine Gartenthüre.

Sanssouci setzt sich, trotz den Bitten des Herrn Gervals, er möchte im Wagen Platz nehmen, neben den Postillon, denn er will mit diesem auf den Weg Achtung geben, um ein jedes Hinderniß, was ihnen gefährlich werden könnte, als Steine, Löcher, schlechte

Gleise u. dgl., möglichst zu vermeiden; seine Freude ist so groß, Madame Murville wieder auf den Meierhof zu bringen, daß er sich selbst für jeden kleinen Aufenthalt unterwegs verantwortlich macht.

Während der Reise erzählt Jakob dem Herrn Gerval die Abenteuer seiner Jugend; die Geschichte von den Liebestränken und dem Magnetismus gewährt diesem nicht geringes Vergnügen und nöthigt auch Adelinen ein Lächeln ab.

„Aber Welch ein glücklicher Zufall hatte Sie und Ihren braven Gefährten denn gerade so zur rechten Zeit in unser Haus geführt, um uns von den Räubern zu retten, fragt ihn Katharine.“

„Als wir einige Tage nach Adelinens Abreise vom Meierhose diese nicht wieder zurückkehren sahen, antwortet Jakob, und befürchten mußten, daß ihr irgend etwas Trauriges begegnet sei, gingen wir, Sanssouci und ich, auch davon; entschlossen, ganz Frankreich zu durchwandern, wenn es sein mußte, um Mutter und Kind wiederzufinden: Zuerst gingen wir nach Paris und brachten hier ohne günstigen Erfolg mehre Tage zu. Nachdem wir darauf dem guten Guillot und seiner Frau Lebewohl gesagt hatten, setzten wir uns in Marsch, und durchsuchten verschiedene Gegenden Frankreichs, hielten uns an den kleinsten Orten, den unbedeutendsten Wohnplätzen auf, erkundigten uns überall mit der größten Sorgfalt nach unserer lieben Adeline, wurden aber immer in unseren Hoffnungen betrogen. Ueber ein Jahr war schon verflossen, und unsere Bemühungen blieben

immer vergeblich. Indessen Sausfouci's sich niemals verläugnender Frohsinn stärkte und belebte immer aufs Neue meinen Muth, wenn Kummer und Traurigkeit mich überwältigen wollten. Endlich kamen wir auch in diese Gegend, ohne zu wissen, ob wir hier glücklicher sein würden; nachdem wir einen Theil der Franche-Comté durchwandert hatten, durchstreiften wir die Vogesen. Da wir Räuber nicht zu fürchten hatten, so geschah es öfters, daß wir Nachts marschirten, und auch unter freiem Himmel Nachtquartier hielten, denn zuweilen trafen wir einladende Plätze an, die uns genügenden Schutz darboten. Gestern war jedoch das Wetter so schlecht, das Schneegestöber so anhaltend, und ein jeder Weg so überschneit, daß wir uns im Walde verirrtten. Ich war starr von Kälte und von Müdigkeit beinahe erschöpft, als Sansfouci in einiger Entfernung ein ziemlich stattliches Wohnhaus gewahr wurde; ich mochte es nicht wagen, um ein Nachtlager zu bitten, er wollte jedoch durchaus eintreten; während wir uns darüber stritten, hörten wir mit einem Male ein Geschrei aus dem Hause zu uns herüber schallen; da schwankten wir nicht länger, ich klingelte heftig an der Eingangspforte und Sansfouci erblickte ein offenes Fenster im untern Stockwerk; die Eisenstangen davor lagen weggebrochen am Boden und wir konnten hineinspringen. Urtheilen Sie nun von meinem Erstaunen, meiner Freude, als ich die wieder fand, die wir so lange gesucht hatten, und von der ich mich vielleicht auf immer wieder entfernt hätte, wenn

jenes Geschrei nicht bis zu unseren Ohren gedrun-  
gen wäre."

"Mein lieber Jakob! ... die Vorsehung hatte  
Dich zu unserer Rettung herbeigeführt, sagt Herr  
Gerval; aber das größte Wunder bleibt es immer,  
daß Adeline durch diese Begebenheit wieder zu ihrem  
Verstand gelangt ist."

"Ei, lieber Herr, versetzt Katharine, sagte ich  
es Ihnen nicht vorher, daß es dazu einer recht star-  
ken unerwarteten Erschütterung, einer Krisis bedürfe?  
nun, und die war es gewiß."

Die Reise geht glücklich von Statten und man  
langt auf Guillots Pacht Hofe an. Jakob empfindet  
ein freudiges Wohlbehagen, als er über die Felder  
fährt, die er bebaut hat. — „Da! sehen Sie, sagt  
er zum guten Gerval, da ist der Pflug, mit dem ich  
im Schweiß meines Angesichts so oft geackert habe.  
— Lieber Freund, antwortet der Greis, vergiß ihn  
selbst im Schooße des Glücks nicht, und die Unglück-  
lichen werden nie vergebens Deine Hülfe anflehen."

Ein Wagen mit vier Pferden ist eine große Sel-  
tenheit auf dem Lande. Die Landleute versammeln  
sich, die Tagelöhner verlassen ihre Arbeit, die Bewoh-  
ner des Meierhofes laufen neugierig herbei, um die  
Reisenden zu mustern; aber Sanssouci's Stimme  
läßt sich schon weithin hören; er knallt mit der Peitsche,  
daß alle Hühner eine Viertelmeile in der Runde da-  
von jagen, und die Tauben sich auf die höchsten  
Schornsteine flüchten.

"Wir sind es, er ist's! sie ist wieder da! ruft

er schon von weitem, so wie er Guillot und Luise erblickt; große Festlichkeit, Freunde! Herbei die kräftigste Suppe, den besten Wein! Tod allen Kaninchen und Hühnern!"

Die ehrlichen Pächtersleute umgeben den Wagen; Jakob, Adeline und Ermance werden von jedem geherzt und geküßt. Luise weint, Guillot ist außer sich vor Freude, Herr Gerval ist über die aufrichtige Freundschaft, die man seinen Kindern beweist, denn so nennt er Jakob, Adeline und ihre Tochter jetzt, wahrhaft gerührt, und im Triumph wird er in das Haus eingeführt, wo bald Alles ein anderes Ansehen gewinnt, um die Rückkehr derjenigen zu feiern, die man wiederzusehen nicht mehr zu hoffen wagte.

Sanssouci läuft im freudigen Getümmel, in der allgemeinen Unordnung, bei den Vorbereitungen zur Mahlzeit, von Einem zum Andern, will Jedem helfen, zerbricht die Teller, stößt Töpfe und Kasserolen um und ruft einmal über das andere: „Ihr wißt noch nicht Alles, Jakob ist jetzt reich, der alte Herr ist sein Pathe!... wir haben ihn gerettet... wir haben die Schurken getödtet!... O, ich werde euch das Alles noch erzählen!"

„Fürwahr! sagt Guillot, es scheint, als stände alles gut; aber der Bruder Jakobs... — Still! unterbricht ihn Sanssouci, ihm den Mund zuhaltend, wenn Du je wieder ein Wort von ihm sprichst, ist alle Freude aus, einem Jeden das Weinen nahe und Deine Mahlzeit beim Teufel; also glaube mir, reiße lieber Dir die Zunge ab, als daß Du nur

ein Wort wieder davon verlauten lässest. — Schon gut, schon gut, sagt Guillot, dann werd' ich mich wohl hüten!“

Der Aufenthalt auf dem Pachtthofe gefällt Herrn Gerval; er macht Spaziergänge in der Umgegend; freut sich über die lieblichen Fernsichten und bewundert den fruchtbaren Boden. „Poß Tausend! mein Herr, wenn Sie das alles erst im Sommer sähen! sagt Guillot, ... im Winter sieht Alles nur traurig aus! ... Wenn unsere Aecker jetzt aber mehr Werth haben und weit mehr als sonst einbringen, so danken wir das unserm Freund Jakob; in zwei Jahren hat er mehr geleistet, als ich in sechsen; er hat mir mehr genützt, als drei tüchtige Arbeiter. Schade, daß er jetzt reich ist, da komme ich um meine beste Stütze.“

„Mein lieber Jakob, redet der Greis diesen an, Du mußt diese Gegend, diese Felder, die Zeugen Deines Fleißes, lieb gewonnen haben. Es wäre grausam von mir, Dich von hier wieder zu entfernen. Wir wollen uns hier niederlassen, mein Sohn, ich gebe Dir den Auftrag, hier in der Umgegend eine nette Besizung zu kaufen; ich bin zu alt, um so ein Geschäft zu betreiben, und verlasse mich ganz auf Deine Einsicht.“

Jakob übernimmt mit Freuden diesen Auftrag, ein Plan durchkreuzt seinen Kopf, und des andern Morgens ganz frühe begibt er sich nach Billeneuve-St.-George. Zitternd nähert er sich seinem Vaterhaus, der Wohnung, an die er so oft mit kummer-

vollem Herzen gedacht hat. Sein größter Wunsch wäre es, den Aufenthalt seiner Jugend, der zwar sehr schmerzliche, aber auch sehr süße Erinnerungen für ihn hat, als sein Eigenthum bewohnen zu können.

Er ist vor dem Gitterthore und liest auf einer Tafel: „Dies Haus ist zu kaufen oder zu vermiethen.“ — Es ist unser, ruft er aus, ich soll in meine väterliche Wohnung wieder einziehen; als Junge von fünfzehn Jahren bin ich daraus entflohen, als Mann von dreißig Jahren kehre ich darin wieder zurück; o, möchte ich es nie mehr verlassen! ich bin gewiß, Adeline wird es gerne wieder betreten; sie hat es mir oft gesagt, daß sie hier die schönsten Tage ihres Lebens zugebracht hat, und wenn diese Wohnung sie an den Mann erinnert, den sie zu sehr geliebt hat, so war er doch wenigstens ihrer hier noch würdig.“

Jakob klingelt; man öffnet ihm nicht; aber eine Nachbarin ersucht ihn, sich schräg gegenüber nach der Wohnung des Notars zu begeben. Es ist noch derselbe, der vier Jahre früher den Kaufcontract für Eduard Murville ausgefertigt hatte. Das Haus war, nachdem es den Gläubigern zugefallen war, nach und nach in mehre Hände gekommen. Der gegenwärtige Besitzer bewohnte es fast nie, und wünschte sehr, es wieder los zu werden. Jakob erkundigt sich nach dem Preise, und verspricht, am andern Morgen wieder zu kommen, um das Geschäft ins Reine zu bringen, denn er mag es doch nicht wagen, ohne Rücksprache mit Herrn Gerval abzuschließen. Er eilt nach dem Pachtthofe zurück und der alte Herr

schließt aus seiner zufriedenen Miene, daß er in seinen Unterhandlungen glücklich gewesen. „Sie werden das Landhaus wieder erkennen, worauf ich spekulire, sagt ihm Jakob, Sie sind oft darin gewesen, denn es gehörte meinem Vater. — Und Du hast den Handel nicht gleich geschlossen? ... so muß ich wohl selbst hin, um alles in Ordnung zu bringen.“

Und gleich am andern Morgen fährt er mit seinem Adoptivsohne nach Villeneuve-St.-George. Er begibt sich zum Notar und kauft die Besizung auf den Namen Jakob; auf diesen Namen allein wird der Kauf geschlossen, denn nur diesen Namen will sein Sohn künftig führen; der gute Gerval verlangt deshalb keine weitere Erklärung, weil er zum Theil Eduards Aufführung erräth.

„Da, mein braver Junge, sagt er, ihm den Contract einhändigend, es ist Zeit, daß ich Dich durch ein Geschenk dafür entschädige, Dir einen so schlechten Namen gegeben zu haben. Das Grundstück ist jetzt Dein, und mein kleiner Jakob befindet sich nun wieder in dem Hause, woraus ihn sein Name verjagt hatte.“

Jakob umarmt den ehrwürdigen Greis, und beide kehren nach dem Meierhof zurück, um Adeline und ihre Tochter zu holen. „Habe ich Euer Herz richtig beurtheilt, sagt Jakob zu seiner Schwägerin, wenn ich annehme, daß Ihr gern nach Villeneuve-St.-George zurückkehren würdet? — Gewiß, lieber Freund, antwortet sie, ich bin dort zu glücklich gewesen, um nicht zu wünschen, auch ferner da zu leben; die

Erinnerung an mein vergangenes Glück soll meinen Trübsinn mildern; was er fern von da gethan hat, will ich aus meinem Gedächtniß verdrängen, die Tage seiner Zärtlichkeit und Liebe sollen allein meinen Geist beschäftigen, und so werde ich ihn beweinen können, ohne zu erröthen."

Die Familie Guillot ist glücklich, daß ihre Freunde in der Nähe bleiben, denn der Weg von Billeneuve-St.-George ist ein Spaziergang, und man verspricht sich, ihn in der schönen Jahreszeit recht oft zu machen.

Nach vier Tagen lassen unsere Reisenden sich endlich in ihrer neuen Wohnung nieder. Adelinens Augen füllen sich mit Thränen, als sie das Haus, den Garten, die Zeugen der ersten glücklichen Monate ihrer Ehe wieder betritt. Katharine übernimmt die Küche und Lukas den Garten; letzterer versteht aber auch zugleich die Stelle des Hausvogts. Herr Gerval nimmt seine Wohnung zwischen Jakob und Adelinen, und die kleine Ermance bleibt bei ihrer Mutter, um ihr durch ihr kindliches Geschwäz und ihre schmeichelnden Liebkosungen so oft als möglich die für ihren Trübsinn so heilsame Erheiterung zu gewähren.

Sanssouci will zu seinen ländlichen Arbeiten auf dem Meierhof zurückkehren, aber Herr Gerval und Jakob geben das nicht zu. „Ihr habt mir das Leben gerettet, sagt jener, Ihr dürft mich nicht mehr verlassen. — Du hast Kummer und Elend mit mir getheilt, sagt Jakob, Du sollst nun auch an meinem Glücke Theil nehmen, wir dürfen uns nicht trennen. — Tausend Granaten! rief Sanssouci, indem er

sich eine Thräne im Auge zerdrückte, die Leute machen mit mir, was sie wollen! Gut, ich bleibe; jedoch nur unter der Bedingung, daß ich mich entferne, wenn Gesellschaft da ist, und mit Madame Abeline nicht an einem Tische esse, weil man Respekt vor seinen Vorgesetzten haben muß, und ich in seiner Gesellschaft so dumm wie eine Gans bin. — Ihr könnt Euch entfernen, spazieren gehen, jagen und fischen, auch rauchen, wie's Euch gefällt, erwidert der Greis, aber mit uns am Tische müßt Ihr essen, denn ein braver Mann ist überall an seinem Plaze. — Nun denn! tausend Granaten! ein alter Soldat muß gehorchen!“

Keine Abenteuer, keine Lebensstürme, kein Unglück mehr. Friedliche, heitere Tage lachen endlich die Bewohner von Billeneuve-St.-George an. Adeline erfüllt nur noch eine leichte Melancholie, die ihr die kindliche Liebenswürdigkeit und Anmuth ihrer Tochter erträglich machen. Die kleine Ermance wächst heran und wird mit jedem Tage schöner; ihre Züge sind reizend, ihre Stimme ist zart, wie die ihrer Mutter, und ihr Herz gefühlvoll und mitleidig. Jakob ist stolz auf seine Nichte, und hat, seitdem er im Schooße seiner Familie lebt, viel von seinen rauhen Manieren abgelegt; Sanssouci flucht noch immer, würde aber für seine Gönner durchs Feuer gehen; der alte Gerval ist doppelt glücklich durch das Gute, was er geschaffen, und durch das, was Jakob täglich wirkt; kurz, Alle genießen eines lang entbehrten, stillen, zufriedenen Glücks, und die Bewohner des Pachthofes kommen auch öfters nach Billeneuve-St.-

George, um daran Theil zu nehmen. Eine einzige Streitsache trübt den Frohsinn Sanssouci's, daß er nämlich den wohlverdienten Orden nicht mehr auf Jakobs Brust prangen sieht. — „Warum willst Du ihn denn nicht mehr tragen? fragt er ihn, wenn sie allein sind, was kann Dich daran hindern? Donner und Wetter! Du bist nicht gescheit, mit solcher Chimäre! — Mein Bruder hat unsern Namen entehrt. Aus Achtung für diese ehrenvolle Belohnung darf ich ihn nicht mehr anlegen. — Aber wenn Du doch jetzt nur Jakob heißt... — Gleichviel! deshalb weiß ich eben so wohl, daß Eduard gebrandmarkt wurde. Ah! die Erinnerung daran läßt mich für das Ehrenzeichen erröthen. Nein, ich kann es nicht mehr tragen. — Du hast Unrecht. — Es ist möglich, die Ehre bleibt mir immer, aber mein Stolz dafür ist gebrochen, seitdem ich der Schande meines Bruders gedenken muß.“

Die Ruhe, der sich die Bewohner von Billeneuve-St. = George erfreuten, wurde plötzlich durch eine traurige Begebenheit gestört, die man noch weit entfernt glaubte. Der gute Gerval erkrankt und stirbt, ohne daß die eifrige Sorgfalt und Pflege aller seiner Lieben ihn zu retten vermag.

„Meine Kinder, sagt er zu ihnen in seinen letzten Lebensaugenblicken, ungern scheid ich von euch, aber ich sterbe wenigstens beruhigt über euer Schicksal; ich hoffte noch länger unter euch zu leben, aber Gott hat es anders beschlossen, und sein Wille geschehe. Gedenket meiner, aber weint nicht um mich.“

Der Greis hat sein ganzes Vermögen an Jakob

und Abeline vermacht. Er besaß 30,000 Franken Renten, wovon ein Theil zur Unterstützung Nothleidender bestimmt ist. Die alte Katharine überlebt ihren Herrn nur wenige Monate, und dieser doppelte Todesfall verbreitete auf längere Zeit eine tiefe Trauer über Jakobs Haus.

Aber die Zeit lindert auch den herbsten Schmerz; sie triumphirt über Alles; im Letzthe verschwinden allmählig die Erinnerungen an unsern Kummer, wie an unsere Freuden.

Mehre Jahre vergehen. Ermance ist schon neun Jahre alt, und das Glück Jakobs und der Trost Abelinens. Um sich nicht von ihr zu trennen, werden Lehrer nach Billeneuve-St.-George beschieden, die sie in allen nöthigen Wissenschaften unterrichten.

„Tausend Granaten! sagt Sanssouci, die Kleine wohlgefällig betrachtend, die wird einmal den Männern die Köpfe verrücken; Geist, Schönheit, Grazie, Talent, ein gutes Herz, ihr fehlt ja nichts, Bomben und Granaten! — Ja, das ist wahr, erwidert Jakob, aber ihren Vater wird sie nie nennen dürfen! — Ah! weiß Gott! in dem Falle sind viele Menschen, und das wird sie nicht hindern, Liebe zu erwecken. — Die Liebe macht oft das ganze Leben unglücklich, ich möchte lieber, sie lernte sie nicht kennen! — Dazu wird man Dich nicht um Erlaubniß bitten, Kamerad!“

Abeline ist stolz auf ihre Tochter, die nicht nur mit dem besten Charakter begabt ist, sondern auch in allem, was man sie lehrt, die reißendsten Fort-

Schritte macht. — „Liebe Ermance, sagt sie oft leise, mögest Du dereinst glücklicher werden, als Deine Eltern; sie gedenkt dabei Eduards, den sie in Elend und Verzweiflung längst gestorben glaubt. Ach, sagt sie manchmal zu Jakob, wenn sie in seinen Augen ähnliche Gedanken zu lesen glaubt, wenn ich nur wenigstens die Ueberzeugung hätte, daß er mit Reue im Herzen die Welt verlassen hat! ich fühle, das könnte mir einen leichten Trost gewähren.“ — Jakob antwortet darauf nichts, aber er ruft Ermance und führt sie zu ihrer Mutter, damit ihr Anblick jede trübe Erinnerung verscheuche. Er weiß nicht, daß eine Frau in ihrem Kinde immer das Bild dessen erblickt, den sie geliebt hatte.

An einem schönen Sommerabend ging Jakob im Garten spazieren, Ermance pflückte nicht weit von ihrem Onkel Blumen und Adeline saß einige Schritte davon entfernt auf einer Bank und beobachtete mit Wohlgefallen die graziösen Bewegungen ihres Töchterchens. Plötzlich schreit Ermance, die sich eben einem Rosengebüsch genähert hatte, laut auf, und bleibt vor Schrecken stehen. Adeline und Jakob springen herbei, und fragen nach der Ursache ihres Entsetzens. „Da, da,“ antwortet die Kleine, nach der Gartenmauer hinzeigend, da, seht nur, da ist er noch, Gott! welche schreckliche Gestalt.“

Jakob und Adeline sehen nach der Seite hin, die Ermance ihnen bezeichnet, und erblicken hinter dem mit Brettern verschlagenen Gitter, gerade an derselben Stelle, wo sich ehemals der Kopf mit dem

Schnurrbart zeigte, ein männliches Gesicht, das in den Garten schaut.

„Wie sonderbar! sagt Adeline, Erinnerst Du Dich noch, vor zehn Jahren erschienst Du auch so vor uns?“

„Ja freilich, antwortet Jakob, ich erinnere mich dessen sehr wohl. — Ermancens Schreck ist zu entschuldigen, denn ich weiß, damals hattest Du mir auch keine geringe Furcht eingejagt!... Der Mann scheint ein Unglücklicher zu sein; komm, liebe Tochter, verbanne die Furcht; wir wollen ihm unsere Hilfe anbieten; Nothleidende sollen uns Mitleid, aber keine Furcht einflößen.“

Bei diesen Worten nähert sich Adeline mit Ermance der kleinen Gitterthür; die Züge des Mannes hinter dem Gitter scheinen sich zu beleben; er betrachtet die junge Frau mit ihrem Kinde; wirft dann einen Blick auf Jakob und streckt einen Arm durch die Öffnung nach ihnen aus, als wolle er ihr Mitleid anlehen. Adeline tritt näher, sieht den Bettler genauer an, stößt einen schmerzhaften Schrei aus und läuft bloß, zitternd und entsetzt Jakob entgegen. „Ich weiß nicht, ruft sie ihm zu, ist es eine Täuschung! .. dieser Mann ... er scheint mir, ja sieh nur ... er ist's! es ist ...!“

Mehr vermag sie nicht hervorzubringen. Jakob eilt nach der kleinen Thüre, erkennt seinen Bruder und öffnet sie. Eduard, mit Lumpen bedeckt, von Strapazen und Mangel erschöpft, und ein Bild des größten Elends, der bittersten Verzweiflung darbietend, tritt in den Garten.

„Hilf mir, hilf mir . . . rette mich! ruft er, sich zu Jakob hinschleppend, der noch kaum seinen Augen trauen kann, ach! aus Barmherzigkeit stoße mich nicht zurück!“

„Ach, Mama, lass' uns fliehen, ich fürchte mich vor dem Mann,“ bittet Ermance und schmiegt sich angstvoll an ihre Mutter. Diese umklammert ihr Kind, betrachtet bewegungslos Eduard, und heiße Thränen stürzen aus ihren Augen.

„Unglücklicher! sagt endlich Jakob, was willst Du hier? . . . wirst Du uns denn ewig verfolgen? soll Deine Infamie nicht aufhören, Deine Familie zu martern? soll dies Kind vor Deinem Anblick erröthen?“

Eduard antwortet nicht, aber er blickt auf Adeline, und diese verbirgt das Gesicht ihrer Tochter in ihrem Schooß. — „Ach, stammelt er endlich, sich vor Jakob auf die Knie stürzend, habe Mitleid, sieh, wie elend ich bin, man verweigert mir sogar, die Gesichtszüge meines Kindes zu sehen! . . . man schützt sie vor dem Anblick ihres Vaters.“

Jakob hat nicht mehr die Kraft, ihn zurückzu- stoßen; Eduard nähert sich Adelinen, stürzt zu ihren Füßen nieder, drückt seine Stirne gegen die Erde, und fängt heftig zu schluchzen an. Bei den Klage- lauten des Unglücklichen richtet Ermance ihre Augen auf ihn, und Theilnahme verdrängt ihre Furcht. „Ach, Mama! sagte sie, der arme Mann scheint sehr elend zu sein, erlaube, daß ich ihm aufhese . . . ich fühle, daß ich mich nicht mehr vor ihm fürchte.“

Eduard ergreift die Hand seines Kindes, drückt sie mit Festigkeit an sich und erhebt seine Augen auf Adeline, deren Ausdruck diese versteht.

„Ich verzeihe Dir, sagt sie, ach! hättest Du mir nur wehe gethan ... aber dies Kind, meine Tochter, niemals darf sie Dich nennen.“

Jakob unterbricht Adeline und legt ihr den Finger auf den Mund. In diesem Augenblick läuft Sansfouci herbei und äußert seine Ueberraschung über die Anwesenheit des Unbekannten. — „Was willst Du? fragt ihn Jakob, was bringst Du so eilig? was ist geschehen? — Kamerad, ich komme nur, Dir zu sagen, das Gendarmen im Dorfe Haussuchung halten; man ist einem Bagabunden auf der Spur, den man eine halbe Meile von hier erkannt hat, und wird sogleich auch unser Haus durchsuchen; ich sagte ihnen, es werde fruchtlos sein, aber, Wetter! ich wußte nicht, daß ...“ — Still! sagt Jakob, kein Wort von dem, was Du hier gesehen hast ... liebe Schwester, geh' mit dem Kind ins Haus. Geh', und fürchte nichts, ich stehe für Alles. Sansfouci führe meine Schwester hinein, und vor allen Dingen das tiefste Stillschweigen!“

Sansfouci betheuert es und entfernt sich einige Schritte, über alles, was er sieht, im höchsten Erstaunen. Adeline ist über die Gefahr, in der Eduard schwebt, bestürzt, aber er selbst beschwört sie, ihn seinem Schicksal zu überlassen. Er legt seine Hand aufs Herz, drückt einen Kuß auf die Stirne seiner Tochter und entfernt sich von beiden, während Sans-

souci, auf ein Zeichen seines Kameraden, Mutter und Tochter nach dem Hause mit sich fortzieht.

„Jetzt sind sie fort und wir allein, sagt Jakob zu seinem Bruder, sprich, bist Du es, den man verfolgt?“

„Ja ... nicht weit von hier in einem Wirthshause, wo ich um ein Almosen bat, saß ein Mann am Tische, der früher Gefangenwärter in Toulon war; er sah mich scharf an, ich entfernte mich sogleich, aus Furcht, erkannt zu werden, aber leider war es zu spät, ich sehe, ich bin verloren! Indessen bin ich jetzt weniger unglücklich ... ich habe mein Kind gesehen, meine Frau hat mir verziehen ... und Du ... ach! mein Bruder, ich beschwöre Dich, lasse auch Du mir Deine Vergebung angedeihen!“

„Ja, sagt Jakob, ich vergebe Dir ... aber Du mußt ... Unglücklicher, weißt Du, welche Strafe Deiner wartet? Auf dem Schaffot wirst Du enden! ... und die Kunde von Deinem entehrenden Tode wird unsere Schande verewigen! ... hast Du nur den Muth, Verbrechen zu begehen, und wirst Du nicht endlich das thun können, was die Ehre Deiner Frau, Deines Kindes schon längst von Dir fordert? Du lebst, armer Feigling! ... so willst Du Deine Henker erwarten ... bedenke, daß Du es nicht vermeiden kannst, der Gerechtigkeit in die Hände zu fallen! ... Großer Gott! bist Du Deiner bejammerenswürdigen und infamen Existenz nicht übersatt?“

„Ich verstehe Dich, antwortet Edward, o glaube, daß der Tod eine Wohlthat für mich ist; aber ich

wollte, bevor ich aus dieser Welt scheide, euch meine Reue zeigen! ... Jetzt biete mir die Mittel, mich einer gerechten Strafe zu entziehen, ... ich werde keinen Augenblick zaudern."

Jakob gibt Eduard ein Zeichen, ihn zu erwarten, geht auf sein Zimmer, nimmt seine geladenen Pistolen und kehrt nach dem Garten zurück. Hier erblickt er seinen Bruder an der Gartenthüre auf den Knien; mit fester Hand reicht er ihm die Waffe hin und Eduard ergreift sie.

"Jetzt, sagt Jakob, komm Unglücklicher zum letzten Male in meine Arme! Dein Bruder vergibt Dir Deine Verbrechen, und jeden Tag wird er auf Deinem Grabe den Himmel für Dich um Gnade anflehen!"

Eduard wirft sich seinem Bruder in die Arme, und lange Zeit halten sie sich fest umschlossen, doch endlich reißt er sich schnell los, entfernt sich einige Schritte, der Schuß fällt, und der Unglückliche ist nicht mehr.

Jakob läuft zu dem entseelten Körper seines Bruders hin, nimmt all' seinen Muth zusammen, und unter heißen Thränen gräbt er ihm eiligst ein Grab unter einer Weide, nahe an der kleinen Gartenthür.

Sansfouci eilt auf den Schuß herbei und überrascht seinen Kameraden bei dieser traurigen Beschäftigung.

"Hilf mir! ... es ist mein Bruder ..." Sansfouci will allein die schmerzliche Arbeit übernehmen, aber Jakob gibt es nicht zu, denn er will seinem

Bruder den letzten Dienst erweisen, und erst als die Erde seine Hülle deckte, entschließt er sich, zu Adeline zurückzukehren.

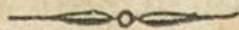
„Nun! ruft diese ihm entgegen, was ist aus ihm geworden? — Fürchte jetzt nichts mehr, antwortet Jakob, er ist gerettet, und ich stehe dafür, die Justiz soll ihn nicht mehr erreichen.“

Adeline verläßt sich auf den Ausspruch Jakobs und sieht eine Stunde darauf ruhig den Gendarmen zu, wie sie vergebens nach Eduard das Haus durchsuchen. Nach einiger Zeit erblickt sie mit Staunen im Garten einen Grabstein, den Jakob unter der Weide hat errichten lassen.

„Wozu dies Denkmal? fragt sie ihn. — Für meinen unglücklichen Bruder! antwortet Jakob. — Wäre er todt? — Ja! er ist nicht mehr; jetzt hab' ich Gewißheit darüber. — Ach! ... in welchem Winkel der Erde mag er sein Leben geendet haben? — Dort ruht er, sagt endlich Jakob, und zeigt nach der Weide.“

Adeline fährt zusammen und wagt es nicht, weiter zu fragen, aber alle Tage führt sie ihre Tochter nach der Weide, um für den armen Bettler zu beten, und Ermance weiß nicht, daß sie für ihren Vater ihr Gebet zum Himmel erhebt.

Und am Fuße der Weide scharrt Jakob auch sein Ehrenkreuz ein.



## Inhalt des ersten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Eine Hochzeit in Cadran-Bleu. — Die Familie Murville . . . . .	5
Zweites —	Großes Ereigniß, von der Tanzsucht und einer Tabakdose herbeigeführt . . . . .	18
Drittes —	Dufresne . . . . .	33
Viertes —	Stückspläne . . . . .	38
Fünftes —	Der Kopf mit dem Schnurrbarte . . . . .	46
Sechstes —	Das ländliche Mittagsmahl . . . . .	55
Siebentes —	Worin der bärtige Mann wieder vorkommt . . . . .	72
Achtes —	Man urtheile nicht nach dem Schein . . . . .	86
Neuntes —	Die Abenteuer Bruder Jakobs . . . . .	92
Zehntes —	Unterricht im Magnetisiren . . . . .	106

## Inhalt des zweiten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Jakob bringt Clairette in magnetischen Schlaf und thut Wunder . . . . .	5
Zweites —	Große Experimente des Buckligen . . . . .	15
Drittes —	Wirkung der Zaubertränke. — Bruder Jakob verläßt seinen Reisegefährten . . . . .	35
Viertes —	Schluß von Jakobs Abenteuern . . . . .	42
Fünftes —	Bier Monate der Ehe. — Neue Pläne . . . . .	56
Sechstes —	Rückkehr nach Paris. — Der Geschäftsmann . . . . .	66
Siebentes —	Große Abendgesellschaft. — Liebeserklärung, wenn man will . . . . .	81
Achtes —	Verblendung. — Thorheit. — Schwäche . . . . .	96

## Inhalt des dritten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Die Leidenschaft macht schnelle Fortschritte, wenn man sie nicht bekämpft . . . . .	5
Zweites —	Das Roulette . . . . .	12
Drittes —	Intriguanen. — Spieler. — Betrüger . . . . .	29
Viertes —	Das Innere eines Spielhauses . . . . .	44
Fünftes —	Die guten Menschen. — Erkenntlichkeit . . . . .	52
Sechstes —	Das Lotterie-Comptoir . . . . .	70
Siebentes —	Die guten Freunde, und was daraus erfolgt . . . . .	80
Achtes —	Abeline findet einen Beschützer . . . . .	92
Neuntes —	Der Verwegene. — Der Feige. — Der Betrunkene . . . . .	101

## Inhalt des vierten Theils.

		Seite
Erstes Kapitel.	Der Platz vor dem Justizpalast . . . . .	5
Zweites —	Der gute Gerval . . . . .	11
Drittes —	Jakob und Sanssouci . . . . .	23
Viertes —	Die Galeerenflaven . . . . .	36
Fünftes —	Der Holzhacker und die Räuber . . . . .	42
Sechstes —	Dufresne's Lebensgeschichte . . . . .	57
Siebentes —	Das Landhaus in den Vogesen . . . . .	71
Achtes —	Das Wahrscheinliche erscheint manchmal unwahrscheinlich . . . . .	86
Neuntes —	Wer ist der gute Gerval . . . . .	107
Zehntes —	Abermals die kleine Gartenthüre . . . . .	118

